

Belehrung und Unterhaltung
für die
Bewohner
des
österreichischen Staats.

Zeitschrift vom Herausgeber
des
Patriotischen Tageblatts.

Elftes Stück.

Verhann,
bei Johann Georg Daffel
1810.

I. Vorschläge zur Hülfe bei der gegenwärtigen, großen Zuckertheuerung. (Fortf.) Zucker aus Ahornsafft.	
Nachrichten darüber: 1. Aus der Schweiz 2. Aus Kärnten und dem Preussischen. 3. Aus Wien 4. Aus Nord = Amerika 5. Aus Böhmen 6. Aus Mähren	1
II. Neuer Nationalkalender für die Oestreichische Monarchie (Ein Wort über denselben an Freunde der Volksbildung)	1
III. Von Passy Charte von Mähren und Schlesien	1
IV. Auszüge aus Briefen des Herrn Dekonomen Köder. Fellenbergs Dekonomie	1
V. Nachrichten über die Sabaner vom Freiherrn von M——y.	2
VI. Ueber die Nothwendigkeit wissenschaftlicher Ausbildung zu technischen Gewerben, im besondern zur Färberei und Zeugdruckerei. Von Prechtl	22
VII. Verbrechen aus Gewinnsucht in Dedenburg und Wien	23
VIII. Nachrichten aus der Leipziger Ostermesse 1810	23
IX. Correspondenz Nachrichten. 1. Aus Kloster Gradiſch. Ausſichten zu einer neuen Charte von Mähren. 2. Aus Neusohl. Neue gelehrte Gesellschaft für Slavische Literatur. 3. Aus Wien. Degen's übermalige Luftfarth. Das Dianenbad. Wohlthätige Damengesellschaft. Ueber eine Recension der Prechtl'schen Aufsätze. 4. Aus Brünn. Banater Schwefelblätter. 5. Aus Kownie. Berichtigungen des Aufsatzes über die Karpathen.	23
X. Fleisch = Consumption.	23

I.

Vorschläge zur Hülfe bei der gegenwärtigen großen Zuckertheuerung.

(Fortsetzung. Siehe VII. Stück Seite 72—89).

Zucker aus Ahornsaft.



Diese Zuckerbereitung ist neuerdings bei uns am meisten zur Sprache gekommen. Man scheint sie von verschiedenen Seiten vorzüglich begünstigen zu wollen und von ihr noch die leichteste Abhülfe bei Theuerung oder Mangel des Rohr-Zuckers zu erwarten. Auch verdient sie wegen ihrer ungemeinen Einfachheit und Leichtigkeit vor allen andern Arten den Vorzug.

So lange indessen nicht die größern zusammenhängenden Waldstriche bei uns nachgewiesen werden, in welchen der Ahorn nur wenigstens in gleicher Menge und gleich nahe beisammen, wie Birkenwälder oder auch wie Birken einzeln untermischt vorkommt; so lange wird wohl die Curiosität mit kleinen Experimenten, nimmermehr aber vor wenigstens 20 Jahren das Bedürfnis im Großen befriedigt werden können. Das baldige Sauerwerden des Safts macht es durchaus nöthig, daß er gleich am Ort seiner Gewinnung eingesotten werde, welches aber weder Mühe noch Zeit und Kosten lohnen würde; wenn nicht die zu bedeutenderen Quantitäten erforderlichen Bäume sich in der Nähe beisammen fänden.

Wie können sich aber in 20 Jahren die Verhältnisse geändert haben! Wahrscheinlich wird

in jener Zeit wieder Ueberfluß an Indischem Zucker und in solchen wohlfeilen Preisen seyn; daß es dann nicht gerathen seyn dürfte, das theurer im Lande zu fabriciren, was man wohlfeiler auswärts kaufen kann.

Daher bin ich mehr für Surrogate, die gleich und schnell zu haben sind, wohin vorzüglich der Syrop und Rohzucker aus türkischem Weizen und Runkelrüben gehören. Besonders bin ich für letztere noch mehr, seitdem Acharo auch einen Apparat für kleine Haushaltungen erfunden, der in allem nur auf 100 Thaler Preussisch kommt, auch ohne Zuckersabrikation seinen innern Werth behält und zu dessen Gebrauch sich vorzüglich Apotheker herbei lassen sollten.

Er erbietet sich für obigen Preis denselben verfertigen zu lassen und zu übersenden; auch einen Menschen mitzusenden, der vor Aller Augen den Zucker fabriciren und aufrichtig alle Handgriffe zeigen soll; wobei das Pf. Syrop auf 1 fl 16 und das Pf. Rohzucker auf 1 fl 8 gr. preussisch zu stehen kommt.

Da indessen der Ahorn fast mit allen seinen Arten ein vortreffliches schnellwüchsiges Nutzholz ist; so kann es wohl doppelt lohnen, bei Waldsaaten und Anpflanzungen auf ihn auch in dieser Rücksicht, besonders bei größern Dominien Bedacht zu nehmen. Ich theile einige Nachrichten über seine Benutzung zu Zucker mit.

1. Aus der Schweiz.

Anfangs 1808 überschickte Herr Dufour von Montreux der Racheiferungsgesellschaft im

Waatlände, Proben von seinem in der Schweiz verfertigten Ahornzucker. Zugleich machte er ihr sein Verfahren, das er in Nordamerika erlernt, bekannt. Er benutzte den gemeinen, weißen Ahorn (*Acer pseudoplatanus* L.) der zwar häufig genug, aber selten in geschlossenen Strecken, sondern meistens gemischt unter anderm Laub- und Nadelholz wächst. *)

Der Saft wird im Winter, ehe sich die Knospen öffnen **) durch Einschnitte und Anbohren ***) , wie bei den Birken gewonnen. Bei Sonnenschein zieht man aus jedem Baume 30—40 Maas ****) Saft (jedes von 84 $\frac{2}{3}$ Pariser Kubitzoll Inhalt) welche 2 $\frac{1}{2}$ —3 Pf. Zucker geben.

Herr Düfour berechnet, daß ein einziges Weib mit Beihülfe einiger Kinder in einem Winter und Frühjahr gegen 500 Pf. Zucker aus 1000

*) Man läßt ihn hochstämmig werden, wo er noch bis ins gute Jahr zunehmend wächst; oder holzt ihn alle 15—20 Jahre ab, wo er dann sehr bald wieder mächtige Büsche treibt. Steht er nicht auf zu lockern, schwammigten Boden; so gibt er eins der härtesten, festesten, vortreflichsten Hölzer für Instrumentenmacher, Schreiner, Drechsler etc. Es wirft sich fast nie, und ist selten dem Wurmfraß ausgesetzt. Man müßte ihn zur Zucker-Nutzung als Stangenschlagholz alle 30—40 Jahre bewirthschaften.

D. S.

**) Am besten im December und Jänner bei recht strenger Kälte, im tiefen die Wurzeln warm haltenden Schnee — oder auch im Anfange des Frühlings, an der nach Mittag zu gekehrten Seite.

D. S.

***) $1\frac{1}{2}$ '' hoch von der Erde bis ins eigentliche Holz, worauf man kleine Blechrinnen oder Federkiele hinein steckt.

D. S.

****) Dieses ist sehr viel für den gemeinen. Fast alle Ahornarten geben Zuckersaft, aber nicht alle gleich häufig. Die

Bäumen von 8—9" Durchmesser gewinnen könnte. Er verlangt aber guten Boden. *)

Herr Professor Leonhardi schlägt auf Veranlassung dieses Berichts vor: man sollte die Bäume, damit durch das Abzapfen des Saftes die Güte des Holzes nicht leide, nur 4mal vor ihrem Abtriebe anbohren z. B. Bäume, die 1815 im Winter abgetrieben werden sollten, bohrte man 1808, 10, 12 und 14 an, um sie immer in den Zwischenjahren ruhen zu lassen. Zu dem Ende wären immer 2 Gehäue wechselseitig zum Anbohren zu nehmen.

(Allgemeine Policeiblätter Nr. 26. 1808).

2. Aus Kärnthén und dem Preussischen.

Zu Anfang dieses Jahrs 1810 publicirte die Ackerbaugesellschaft in Kärnthén ein Circulare, in welchem sie zu neuen Versuchen mit der Ahorn- Zuckergewinnung aufforderte und folgende ältere des Herrn geheimen Raths Hermbschmidt zu Berlin **) mittheilte.

reichlichsten geben in 24 Stunden etwa 15 Pf. die beinahe 1 Pf. Zucker liefern. Alte Bäume geben den süßesten, junge den meisten, aber auch sehr wässrigen Saft.

D. S.

*) Der Ahorn liebt nur etwas Thon oder Lehm beigemischt, und ist außerdem so wenig zärtlich, daß er in den meisten Boden-Arten gedeiht. Er pflanzt sich selbst durch seine Samen fort und ist übrigens so leicht, wie Birke und Erle zu ziehen.

D. S.

**) Neue Schriften der Gesellschaft naturforsch. Freunde zu Berlin B. II.

Allgemeines Journal der Chemie von Scherer B. IV. S. 130.

Journal für Chemie von Gehlen. B. VIII. S. 429 ff.

Die ersten Versuche wurden 1796 im Thiergarten zu Berlin mit fünfzehn Bäumen von der Lenne, die man auch Spizahorn nennt — *Acer platanoides* — und der Dere, *Acer pseudo-platanus* — zwei inländischen, und zwar den gemeinsten Ahornarten veranstaltet. Sie gaben häufig Saft, der durch bloßes Abdünsten zu krystallinischem Zucker gerann.

Die großen Versuche zu Sarske mit dreihundert Ahornbäumen wurden in den Monaten Jänner und Hornung angestellt, weil Herr Hermbstädt glaubt, daß diese Monate die günstigsten zum Anzapfen der Bäume wären; obgleich Kalm, der uns zuerst in den Abhandlungen der königl. schwedischen Akademie der Wissenschaften XIII. B. S. 149 von der Bereitung des Zuckers aus Ahornen in Nordamerika, wo er sich lange als Naturforscher aufhielt, eine sehr vollständige Nachricht ertheilte, ausdrücklich sagt: „daß man im Frühjahr, wenn der Schnee fortzugehen anfängt, und die Bäume voll Saft sind, dieselben anbohrt.“ *)

Um das Ausfließen des Safts zu veranlassen, wurden die Bäume nach der Mittag, Morgen und Abendseite zu, mit einem gewöhnlichen eisernen Hohlbohrer von einem halben Zoll Durchmesser bis auf den Anfang des Holzes angebohrt. In jede entstandene Oeffnung wurde ein von seinem Marke befreites Stück Hollunderholz befestigt, und zwar so, daß solches sich gegen den Boden hinneigte, worauf unter jeden Zapfen ein irdener Topf zum Auffangen des Safts gesetzt wurde. Die Höhe der Bohrlöcher wurde allemal 18 Zoll hoch vom Boden auf gerechnet.

Je nachdem die Witterung, vorzüglich Sonnenschein günstig war, je nachdem ging das Ausfließen des Safts gut von Statuten. Zwischen dem Gefrierpunkt und fünf Grade darüber ging das Ausfließen des Safts bei Tag am besten vor sich, und wenn bei Nacht die Kälte nicht unter 2 Grade unter dem Gefrierpunkt des Reaumur'schen Thermometers fiel, so floß er auch noch. Bei Tage floß bei einer Kälte von vier Graden unter dem Gefrierpunkt noch Saft, wenn nur heitere Luft und Sonnenschein waren.

Der aus den Bäumen fließende Saft war vom Anfang bis zum Ende der Operation farblos, klar und durchsichtig wie Wasser, hatte einen reinen, milden, süßlichten Geschmack, und hielt sich im Zimmer bei 15 Grad Wärme fünf Tage lang, ohne zu gähren; dann aber ging er in die Wein- und Essiggährung über.

Die Zeitperiode, während welcher ein Ahornbaum Saft austropft, dauert gegen fünf Tage — Kalm sagt: drei Wochen. Im Anfange ist die Ausbeute größer als zuletzt. Die Menge des Safts richtet sich bloß nach der Höhe und dem Durchmesser des Baums. Ein Silberahorn (*acer dasycarpus*) von 30 Fuß Höhe und 18 bis 20 Zoll Durchmesser lieferte in fünf Tagen 33 Wiener Maß. Ein Eschenahorn (*Acer negundo*) — von 13 Zoll Durchmesser lieferte 21 1/4 Maß. Eine Lenne mit 14 Zoll Durchmesser 24 3/4 Maß, und eine Dere mit 18 Zoll Durchmesser 29 1/2 Maß.

Der Saft, welcher von den verschiedenen Ahornarten gezapft wurde, unterschied sich aber sehr merklich in Hinsicht seines

*) Man wird weiter unten sehn, wie weit dies gilt.

Zuckergehalts; denn ein Berliner Quart — 3 3/16 Wiener Seidel — Saft vom Silberahorn lieferte: 3 Loth; vom Zuckerahorn: 2 1/2 Loth; vom Eschenahorn: 2 Loth; vom tartarischen Ahorn; 2 3/4 Loth; von der Lenne: 2 Loth und von der Dere im Durchschnitt nur 1 3/4 Loth Rohzucker, womit sich auch der Saft vom Maßholder — *Acer campestre*, und der vom rothen Ahorn — *Acer rubrum* — gleich verhielten.

Wurden jene Säfte zu Syrop eingedickt, ohne weitere Klärung, oder Beimengung eines anderen Mittels, dessen sie auch um so weniger bedurften, da solche weder freie Säure, noch merklichen Schleim, noch Eiweißstoff enthielten, sondern bis auf den letzten Tropfen krystallisirbar waren, ohne eine merkliche Spur von braunen Syrop, den man Melasse, oder flüssige Moscovade nennt, übrig zu lassen; so zeigten die daraus gewonnenen Syrope sich sowohl in der Farbe als im Geschmack etwas verschieden.

Die Syrope vom Silberahorn, Zuckerahorn, Eschenahorn, so wie von der Lenne, vom tartarischen, montpellenser und Maßholder waren weingelb und von einem rein süßen, zuckerartigen Geschmack; die von dem rothen Ahorn und der Dere hingegen waren braungelb, und zeigten neben der Süßigkeit einen etwas herben Beigeschmack.

Das Abzapfen des Safts ist den Ahornbäumen eben so wenig schädlich, als der Verlust des Safts den Weinreben. Zum Versuch ließ Herr Herbstädt zwei ziemlich alte Bäume, einen mit 22, den andern mit 50 Löchern anbohren, und den Saft fließen, so lang er wollte, auch die Löcher gar nicht verbinden, oder verschmieren. Demohngeachtet heilten die Wunden vollkommen, und keiner von allen angezapften Bäumen ging zu Grund. Der Vorsicht wegen wurden aber bei allen übrigen Bäumen die Bohrlöcher mit weichen Pech verschmiert.

Der erhaltene Ahornsafft wurde an Ort und Stelle, ohne weiteren Zusatz in kupfernen Kesseln zur gewöhnlichen Syropkonsistenz abgedunstet. Wenn er die Dicke des Honigs erreicht hat, muß er vorsichtig und langsam gesotten, und von Zeit zu Zeit umgerührt werden. Sobald man durch eine herausgenommene Probe bemerkt, daß er körnig wird, so wird er in flache, reine Geschirre, oder besser in thönerne Zuckerhutformen gegossen, deren Oeffnung an der umgekehrten Spitze mit Papier verstopft wird. Um die Krystallisation zu begünstigen, müssen die Formen oder Geschirre in einer Wärme von 16—18 Grad aufbewahrt werden. Nach kürzerer, oder längerer Zeit, manchmal schon nach 30 Stunden, manchmal erst in so vielen Tagen, ist die Krystallisation vollendet. Man gießt dann in den flachen Geschirren den Syrop von dem Rohzucker ab; bei den Hutformen öffnet man aber die untere Spitze, und läßt den Syrop abfließen, wodurch man einen viel reineren Rohzucker erhält, der sogleich, wenn man seine oben auf liegende breitere Grundfläche mit einer mäßig feuchten einen halben Zoll dicken Lage von Lösspferthon bedeckt, den ersten Grad von Raffinirung erhält, weil die durch die ganze Länge des Zuckerstocks sich langsam durchziehende Feuchtigkeit des Thons den im Innern befindlichen Syrop verdünnt und abfließen macht.

Die kleinste Ausbeute, welche damals ein inländischer Ahornbaum gewährte, war 21 1/4 Maß Saft, welche 1 Pfund 1/4 Loth Rohzucker lieferten. Die größte eines inländischen Ahorns 29 1/2 Maß Saft, die 1 Pfund 19 6/10 Loth Zucker gaben. Jedes Maß des zuckerärmsten Ahornsafte gäbe also 1 1/3 Loth Zucker, und des zuckerreichsten 2 1/3 Loth. Der reichhaltigste nordamerikanische Silberahorn gab 3 Pfund 3 Loth.

Zugleich stellte die Ackerbaugesellschaft für die, welche Versuche anstellen wollten, folgende Fragen auf, welche ich mich verpflichtet halte, auch durch meine Zeitschrift zur Sprache zu bringen.

1. Von welcher Art Ahorn wurde der Saft genommen?
2. In welcher Lage waren die Bäume, welche gezapft wurden? hoch, niedrig, sonn- oder schattseitig?
3. Zu welcher Zeit, und auf welche Art wurde gezapft? Wie lang rannen die Bäume?
4. Wie viel Saft gab ein Baum? und wie viel Zoll hatte dieser im Umfange?
5. Welche Farbe und Geschmack hatte dieser Saft?
6. Wie viel Syrop erhielt man von einer bestimmten Menge Ahornsafte?
7. Welchen Geschmack, und welche Farbe hatte dieser Syrop?
8. In wie viel Zeit konnte man die Kristallisation des Zuckers in demselben wahrnehmen?
9. Wie verhielt sich die Quantität des erhaltenen kristallinischen Zuckers zu jener, des Syrops?
10. Welche spezifische Eigenschaften hatte dieser Zucker, und worin weicht er vom gewöhnlichen westindischen Moscovad-Zucker ab?

Sie schloß mit dem Wunsch: Angenehm wäre es der Gesellschaft, wenn ihre Herren Mitglieder oder Jene, welche über diesen interessanten Gegenstand Versuche anstellen und ihr dieselben mittheilen wollen, der Beantwortung dieser Fragen auch eine beliebige Quantität des erhaltenen Syrops, und kristallinischen Zuckers beilegen möchten, damit sie diese Substanzen hier mit jenen vergleichen könnte, welche sie von ihren hiesigen, mit diesem Geschäfte beauftragten Mitgliedern erhalten wird.

3. Aus Wien.

Schon im Julius 1807 hatte sich Herr Professor von Jacquin der jüngere, in einem amtlichen Bericht geäußert:

Der Ahornzucker verdiene deshalb den Vorzug vor dem Runkelrübenzucker, weil er nicht wie

dieser wegen des Schleimgehalts größtentheils unfristallisirbar sey und einen Nebengeschmack habe. Gleich bei dem ersten Eindicken des Saftes erhalte man brauchbaren Puderzucker oder Moscovade, die Bereitung des Ahorn-Zuckers sey wohlfeil und für Jedermann im Kleinen ausführbar; da jene aus Runkelrüben zu kostbar, langwierig und umständlich sey.

„Allein“ fährt er fort, „obchon die Abscheidung des Zuckers aus dem Ahornsafte so viel leichter als aus dem Rübensaft ist; so ist die Schwierigkeit sich jenen zu verschaffen, um so größer. Rüben kann man im ersten Sommer nach Willkühr in großer Menge hervorbringen; aber Ahornbäume, welche Zuckersaft liefern, erfordern wenigstens 20 Jahre bis zur ersten Erndte. *) Und neu gezogen müssen sie leider! werden, denn vorhanden sind sie noch nicht in bedeutender Menge.“ **)

Nur Gruppenweise sey der gemeine Ahorn (*acer pseudoplatanus*) noch am häufigsten auf den Erzbischöflichen Oelmütschen Gütern zu Mührau und Hochwald in Mähren und bei Gmündt

*) Also ganz meiner obigen Meinung beistimmend, wobei nicht aus der Acht zu lassen, daß der Saft junger Bäume viel ärmer an Zuckerstoff ist. D. S.

**) Durch des thätigen Herrn Hofraths von Walberg Bemühungen befinden sich zwar in den großen Fürstlich Lichtensteinischen Plantagen ausländischer Sölzer (über welche das Patriotische Tageblatt die ersten und ausführlichsten Nachrichten gab) an 40000 ist achtjährige ächte Zucker-Ahorne (*acer sacharinum*) — aber wo sind sie nur halb erwachsen, außerdem in solcher Zahl beisammen anzutreffen? D. S.

in Kärnthen anzutreffen; an erstern Orten auch die Leune (*acer platanoides*).

Herr von Jacquin beruft sich, wie die Ackerbaugesellschaft in Kärnthen auf Hrn. Geh. R. Hermbstädt, gibt aber an, daß jeder dieser Bäume 4—5 Pf. Zucker jährlich liefere, da die Ackerbaugesellschaft $1\frac{2}{3}$ Pf. als stärkste Ausbente anführt.

Der Maßholder (*acer campestre*) (ob ihn gleich Hr. von Jacquin anführt) sollte wohl hier ganz übergangen werden, da er gewöhnlich nur als Strauch erscheint, selten als Baum und dann nur als sehr ärmlicher Baum.

Der tartarische Ahorn (*Acer tataricum*), kommt, aber meist nur als Unterholz, in großen Revieren, im südlichen Ungarn, besonders im Stuhlweißenburger und Tolner Comitat vor. Auf einem Gute Sr. Excellenz des Grafen Zichy soll sich ein vor 19 Jahren angelegter Park von 20000 Stück befinden, der also schon auf Zucker benutzt werden könnte.

Dieser war es, mit welchem Herr Universitätsgärtner Schott, in dem Garten Sr. Excellenz des Hrn. Appellationspräsidenten Grafen Mitrowsky zu Brünn, als er ihn noch zu besorgen hatte, Versuche auf Zucker anstellte, wonach er sich reichhaltiger an Zuckerstoff, als die übrigen Arten zeigte. *)

*) Vaterländische Blätter No. LXXXV. 1840.

4. Aus Nord = Amerika.

A. Aus einem Schreiben des Herrn Joseph van der Schot an den Fürsten Alois von Lichtenstein.

Philadelphia, den 30. März 1803.

Die Bäume von der Art des *acer sacharinum* werden gewöhnlich bis zur Hälfte Februars angezapft. Dies beruht auf der Jahreszeit; ist ein strenger Winter, so geschieht es später. Dieses Jahr wurde Anfangs März angefangen. Die Bäume, die man dazu wählet, sind 40—70 Jahre alt; ihre Höhe ist 90—100 Fuß und der Diameter 1 Fuß 10 Zoll bis 2 Fuß. In den Gegenden, wo es nicht viel dergleichen Bäume gibt, werden sie in einem Alter von 20—24 Jahren angezapft. Das Anzapfen kann durch 40 Jahre geschehen, ohne dem Baume zu schaden. Der Saft läuft einen Monat und in dieser Zeit gibt im Durchschnitt ein jeder Baum 30 Gallon Saft. (Ein Gallon ist ungefähr 2 1/2 Wiener Maß) fünf Gallons Saft geben ein Pfund der schönsten Moskovade die manchmal so weiß wie raffinirter Zucker ist. Das Sieden geschieht auf eine so einfache Art, daß ich darüber erstaunte. In der Nähe, wo mehrere Ahornbäume sind, wird die Siederei errichtet, die aus nichts als 2—3 eisernen Kesseln besteht. Der Saft, der jeden Tag abläuft, muß gleich gesotten werden, damit er nicht in Gährung übergehe. Das Sieden des Safts geschieht ohne allen Zusatz eines fremden Körpers; nur haben sie etwas Schweinefett bei der Hand, wovon sie im Anfange, wenn er noch stark schäumt, von Zeit zu Zeit ein kleines Stückchen hineinwerfen, um das Ueberlaufen zu verhindern. Der unreine Schaum wird fleißig abgenommen; mit Sieden wird so lange fortgefahren, bis der Saft große Blasen aufwirft; dann wird er vom Feuer abgenommen und zum Erkalten auf die Seite gestellt. So wie dies erfolgt, ist auch die schönste Moscovade zu Stande gebracht. 2c.

B. M a c h r i c h t

von dem Zuckerahornbaum der vereinigten amerikanischen Staaten und von der Art und Weise Zucker davon zu bekommen, nebst Bemerkungen über den öffentlichen und Privat = Vorthail, der daraus entspringt.

Von Benjamin Rush M. D. (Aus dem Englischen). *)

Der *Acer sacharinum* des Linné, oder der Zuckerahornbaum, wächst in den westlichen Gegenden aller mittlern vereinigten amerikanischen Staaten in großer Menge. Der, welcher in Neu = York **)

*) Memoirs of Science and the arts, etc. Vol. II. Part. I. pag. 94. u. f.

**) In der That wird in diesem Staate der meiste gewonnen; doch nur als Moskovade. Die einzige Grafschaft Ousego (hier wird nämlich zu Cooperstown am Ousego = See die Sache schon ins Große getrieben) lieferte 1791 300 Kisten, jede zu 400 Pfund. (Timäus nordamer.

und Pensylvanien *) wächst, bringt den Zucker in größerer Menge hervor, als der an den Gewässern des Ohio. Diese Bäume werden gemeinlich mit der Buche (*Fagus ferruginea*), der Schierlingstanne (*Pinus abies*), der weißen und Wasser-Esche (*Fraxinus americana*), dem Gurkenbaume (*Magnolia acuminata*), der Linde (*Tilia americana*), der Bitterpappel (*Populus tremula*), dem Butternußbaume (*Juglans alba oblonga*), und den wilden Kirschbäumen (*Prunus virginiana*), vermischt gefunden. Sie zeigen sich zuweilen in Lustwäldern, indem sie da oft fünf bis sechs Morgen Land bedecken; häufiger aber werden sie rikanischer Staatskalender. Hamburg 1796 S. 367.) Limäus führt fast bei den meisten Staaten die Ahorn-Zuckergewinnung als ein bedeutendes Gewerbe an.

D. S.

*) An Zuckerahorn haben die westlichen und nördlichen Grafschaften großen Ueberfluß, wovon schon ziemlich viel Zucker gemacht wird. Ohne seine Arbeit zu versäumen, kann ein Landmann jährlich schon für mehr denn 100 Dollar (1 Dollar ist etwa 1 2/3 Thaler sächs.) Ahornzucker verfertigen. Ebendas. S. 396. —

D. S.

Vom Staate Vermont sagt Ebeling (Erdbeschreibung von Nordamerika 2. B. S. 534.): Ahornzucker fängt schon an ein beträchtlicher Artikel zu werden, wovon man bald wird ausführen können. Man rechnet, daß im Durchschnitt jede Familie jährlich 200 Pf. davon verfertigen könne. Ein Mann, der nur gemeine Geräthschaften dazu hatte, gewann in einem Monat sogar 550 Pfund, welcher an Güte dem besten westindischen Zucker gleich war. In 2 Ortschaften von Orange, welche nur 40 Familien erhielten, wurden im Jahre 1791 an 13000 Pf. Ahornzucker gemacht. Man ist daher ungeachtet der Baum sehr häufig wächst (zuweilen 30—50 auf 1 Acre) dennoch auf die Vermehrung desselben bedacht, daher er in manchen Gegenden schon an den Wegen stark angepflanzt wird. —

Eben derselbe sagt (S. 832) von Neu-York: Die Ahornzuckersiederei ist hier in vielen Gegenden eine größere Hülfzquelle des Landmanns, als in irgend einem andern Staate; Pensylvanien vielleicht nicht einmal ausgenommen. Der Baum wächst nämlich in Neu-York so häufig, besonders im westlichen Theile von Ulster, in Albany, Washington, Otsego, Tioga, Montgomery, daß über 4 Millionen acres damit besetzt seyn sollen. Dieser Staat wäre also allein weit mehr als hinlänglich, alle vereinten Staaten mit Zucker zu versehen; zumal wenn man mehr für die Schonung dieser Bäume sorgen wird, deren jährlich an 3 Millionen bloß in diesem Staate gefällt werden sollen. Die Arbeit bei der Gewinnung des Zuckers ist äußerst leicht, erfordert fast kein besondres Geräthe und beschäftigt den Landmann und seine Kinder nur beiläufig im Frühlinge. Sie kostet ihm nicht so viele Mühe als der Bierbrau, das Sidermachen, Seifensieden und das Einmachen des sauren

gewöhnlich unter den Waldbäumen gefunden, welche eben genannt worden sind. Man findet beinahe 30 bis 50 Bäume auf einem Morgen. Sie wachsen vorzüglich gern in fruchtbaren Boden und häufig auch auf steinigtem Grunde. In ihrer Nachbarschaft gibt es Quellen von dem hellsten Wasser im Ueberfluß. Völlig ausgewachsen haben sie 2—3 Fuß im Durchmesser.

Sie bringen im Frühlinge eine schöne, weiße Blüthe hervor, ehe sie ein einziges Blatt zeigen. Die Farbe der Blüthe unterscheidet sie von dem gewöhnlichen rothen Ahorn (*Acer rubrum*) welcher eine rothe Blüthe hat. Das Holz des Zuckerahornbaums ist von einer leicht entzündbaren Natur, und soll von den Jägern und Aufsehern dem gewöhnlichen Brennholze vorgezogen werden. Seine dünnen Zweige sind so sehr von Zucker angefüllt, daß sie dem Pferd- und Schafvieh der anfangenden Kolonisten während dem Winter eine Versorgung gewähren, bevor diese im Stande sind, Fütterung zu diesem Zwecke anzubauen. Es gibt ferner eine große Quantität Potasche, welche von wenigen oder vielleicht von keinen der Bäume übertroffen wird, die in den Wäldern der vereinigten Staaten wachsen. Man glaubt, daß der Baum in den Wäldern innerhalb zwanzig Jahren seine völlige Größe erreiche, Man schadet ihm durch das Anzapfen nicht; *) im Gegentheil, je

Kohlz, lauter den Bauern gewöhnliche Familienarbeiten, erfordern. Sein gewöhnliches Küchengeschirr ist dabei hinlänglich. Die wildwachsenden Bäume, deren man 33 auf 1 Acre rechnet, geben jeder jährlich 5 Pfund des besten Moscovadezuckers, der viel reinlicher ausfällt, und viel wohlfeiler zu Markte geliefert werden kann, als der westindische und noch dazu ein Erzeugniß des Fleißes freier Menschen ist. Wie leicht ließe sich diese Manufaktur noch verbessern! Wie viele Ersparnisse wären noch dabei anzubringen! Da die hierüber gemachten Versuche glücklich ausgefallen sind, so eröffnen sich den Einwohnern der westlichen Gegenden dieses Staats die schönsten Aussichten, sich durch diesen Industriezweig zu bereichern. (Zu Albany brachte man 1792 durch Subscription eine Summe auf, von welcher Preise für den besten Puder Zucker ausgetheilt wurden). Man hat schon in Philadelphia Versuche gemacht, diesen Moscovade zu Hut Zucker zu verfeinern, welche gleichfalls glücklich geriethen.

D. S.

*) Auch *Obeling* (a. a. O. S. 830) bestätigt dies und sagt: daß grade die von den Spechten stark durchbohrten Bäume den meisten Zuckersaft geben.

Er bestätigt auch *Timäus* Nachrichten vom *Otsego* See und führt an, daß 15000 Pfund als Kochzucker in Formen zu Markte gebracht wurden. Der übrige war der besten Moscovade gleich. Nach *Hamburg* gekommene Proben waren ungemein süß, wohl schmeckend und trocken gewesen. Schon 1780 hätte man von *Otsego* 40 Orbst auszuführen und eine damit beladene Jagd nach

öfter er angezapft wird, um desto mehr Syrop erhält man von ihm. In dieser Rücksicht folgt er dem Gesetze der thierischen Absonderung. Ein jeder Baum ist nicht nur am Leben geblieben, sondern blühet auch noch, da er schon 42 Jahre angezapft worden war. Man bemerkt oft an Bäumen, die doch noch vortrefflich gedeihen, mehr als hundert Stellen, an welchen mit einem kleinen Holzpiker, Oefnungen für den Ausfluß des Saftes gemacht worden sind. Wenn die Bäume auf diese Art verwundet worden sind, so tröpfelt der nachher überbleibende Saft auf den Boden und nimmt eine schwarze Farbe an. Der Saft dieser Bäume ist für den Geschmack angenehmer, als der, welcher von den Bäumen gewonnen wird, welche vorher noch nicht angezapft worden; auch bringen die schon früher angezapften mehr Zucker.

Arthur Noble zu Neu-York erhielt 4 Pfund und 13 Unzen gut getrockneten Zucker von 23 Gallonen Saft, der in 80 Stunden bloß von zweien dieser Bäume gewonnen war. Ein Baum von gewöhnlicher Größe gibt in einer guten Jahreszeit beinahe 20—30 Gallonen Saft, von welchem 5—6 Pfund Zucker gemacht werden. Herr Samuel Low, Friedensrichter in der Grafschaft Montgomery, in Neu-York, benachrichtigte den Herrn Arthur Noble, daß er 1789 in 10 Tagen von einem einzigen Baume zwanzig Pfund und eine Unze Zucker gemacht habe, der verschiedene Jahre nacheinander angezapft worden war. *)

Philadelphia geschickt. 1792 gewann man dort 160000 Pfund, im Werth von 15000 Dollar. Aus den abgekochten Melassen hat man guten Rum gemacht; so wie der Saft auch einen schmackhaften Meth und schönen Essig gibt.

D. S.

*) Die Reichhaltigkeit des Zuckerstoffs im Saft scheint von 3 Umständen abzuhängen. 1) Alter. Je älter der Baum, desto reicher ist er an Zucker. 2) Boden. Je höher und bergigter der Standort, desto mehr Zucker-Reichthum; daher die vorgeschlagene Insel Tobau zur Zuckerpflanzung nicht die dienlichste seyn möchte. 3) Von der Witterung. Je größer die Winterkälte, je höher die Schneelagen, desto mehr Zucker-Gewinn. Bei Wind und Regenwetter rinnt oft nicht ein Tropfen. Aber auch bei trockner Luft und heiterm Himmel bedarf es oft einer Stunde, um von einem Baume 1 Bouteille voll zu erhalten. (Man sehe meine Geographie von Amerika S. 338). Im Winter soll der Saft klarer und, flüssiger seyn und daher immer fortfließen; im Frühling aber durch die Wärme gähren, dicker werden und so die Oefnungen der in den Stamm aufgehauenen Gefäße wieder verstopfen. Dies soll die Ursache seyn, warum der Saft im Winter und nicht im Frühjahr gewonnen wird; wo es in zu großen, dicken Tropfen kommt und der Zucker, den man daraus macht, nicht nur einen Mannageschmack, sondern auch dessen purgierende Eigenschaft hat.

D. S.

Man vermuthete, daß durch die Verpflanzung des Zuckerahornbaums in einem Garten oder durch die Ausrottung solcher anderer Bäume, welche die Sonnenstrahlen von ihm abhalten, die Menge des Saftes vermehrt und seine Beschaffenheit sehr veredelt werden könne. Ich habe von einer Thatsache etwas gehört, welche diese Meinung begünstigt: Ein Pächter aus der Grafschaft Northampton in Pennsylvanien pflanzte vor 20 Jahren eine Anzahl dieser Bäume in seine Wiese. Von 3 Gallonen Saft erhielt er jährlich 1 Pfund Zucker. Man hatte vorher bemerkt, daß 5 oder 6 Gallonen Saft von denen Bäumen, welche in den Wäldern wachsen, erfordert wurden, um die nämliche Quantität Zucker zu gewinnen.

Der Saft tröpfelt aus dem Holze des Baums. Bäume, welche im Winter zur Ernährung der Hausthiere abgehauen worden sind, lieferten eine beträchtliche Menge Saft, sobald ihre Stämme und Aender die Sonnenstrahlen des Frühlings fühlten. Daraus folgt, daß der Saft dieser Bäume durch einen jeden ihrer Theile gleichartig verbreitet ist, daß sie noch 3 Jahr leben, nachdem ein umlaufender Einschnitt durch die Rinde in die Substanz des Baumes gemacht worden ist, um ihn auszurotten.

Die Zeit, die Bäume anzuzapfen, ist im Februar, März und April, weil um diese Zeit das Wetter dazu am angemessensten ist. — Warme Tage und frostige Nächte sind zu einem reichlichen Ausflusse des Saftes sehr günstig. Der Einfluß des Wetters auf die Zunahme und Abnahme des Ausflusses des Saftes aus den Bäumen ist hier wirklich merkwürdig. Die Quantität, die man an einem Tage von einem Baume erhält, besteht gewöhnlich aus 5 Gallonen bis zu einer Pinte, je nachdem die Luft mehr oder weniger warm ist. Herr Low benachrichtigt den Hrn. Arthur Noble, daß er sogar an einem Tage beinahe 23 Gallonen Saft (am 14. April 1789) von einem einzigen Baume erhielt, welches aber ein außerordentlicher Fall ist.

Des Nachts gibt es immer einen Aufenthalt in dem Ausflusse des Saftes, besonders wenn auf einen warmen Tag eine kalte Nacht folgt. Das Einbohren wird mit einem Beile oder einem großen Schrauben-Bohrer von 1½—2" im Durchmesser nach Verhältniß der Größe des Baumes verrichtet. Der letztere hat nach der Erfahrung den Vorzug. Der Bohrer wird ungefähr 3¼ Zoll tief schräg von unten hinauf eingebreht, damit der Saft des Morgens oder Abends bei einem langsamen Laufe nicht gefriere. Nachher wird er allmählig bis zu zwei Zoll tiefer hineingebracht. In die Höhle, welche durch den Bohrer gemacht ist, wird eine Röhre beinahe um 1½ Zoll tief hinein gesteckt, so daß sie noch 12 Zoll aus dem Baume hervorragt. Die Röhre wird gewöhnlich von Hollunder (*Sambucus canadensis*) gemacht, welcher meistens in der Nachbarschaft der Zuckerbäume wächst. Der Baum wird zuerst an der Südseite angezapft; wenn der Ausfluß des Saftes sich zu mindern anfängt, so wird an der Nordseite eine Oeffnung gemacht, an welcher nun ein stärkerer Ausfluß hervorbricht. Der Saft fließt 4—6 Wochen, je nachdem die Temperatur des Wetters ist. Unter die Röhre werden Tröge gesetzt, welche weit genug sind, 3 oder 4 Gallonen aufzufassen. Diese Tröge sind von weißen Tannen, weißen Eschen, der getrockneten Wassereiche, Espen, Linden, Tulpenbäumen

(*liriodendrum tulipifera*) oder der gemeinen Pappel, gemacht; sie werden unter die Röhre gesetzt, um den Saft aufzunehmen, welcher an einem jeden Tage in einen weiten Behälter geschüttet wird, welcher ebenfalls aus einem dieser vorhin genannten Bäume verfertigt wird. Aus diesem wird er, wenn er filtrirt ist, zum Kochsüßel gebracht.

Um den Saft vor Regen und Unreinigkeiten zu bewahren, ist es eine sehr gute Gewohnheit, die Tröge mit einem ausgehöhlten Brette zu bedecken, das in der Mitte ein Loch hat.

Es bleibt nun noch zu bestimmen übrig, ob nicht eine gewisse künstliche Hitze angewendet werden könne, um die Quantität des Saftes zu vermehren und die Beschaffenheit desselben zu verbessern. Hr. Noble benachrichtigte mich, daß er einen Baum gesehen habe, unter welchem ein Pächter beständig einiges Gesträuch brennen ließ, welches bewirkte, daß ein dicker schwerer Syrop heraus tropfete, welcher den Zuckerhefen glich. Dieses Faktum kann wahrscheinlich zu einigen nützlichen Folgen leiten.

Während den übrigen Monaten des Frühlings, sowohl als auch im Sommer und im Anfange des Herbstes, liefert der Ahornbaum einen dünnen Saft, der aber nicht für die Zuckersfabrikation tauglich ist. Er gibt ein angenehmes Getränk in der Ernte, und ist seit einiger Zeit von den Pächtern zu Confectur statt des Rum's gebraucht worden; deren Vorfahren ihnen hie und da in allen ihren Feldern einen Ahornbaum gelassen haben. Herr Bruce beschreibt ein Getränk von derselben Art, welches von den Einwohnern in Egypten durch Einlegung des Zuckerrohrs in Wasser bereitet wird, welches er für das erfrischendste Getränk in der Welt erklärt.

Der Baron la Fontaine gibt von dem Saft des Zuckersahorns, wenn es als Getränk gebraucht wird, und von der Art und Weise, dasselbe zu bereiten, folgende Nachricht: Der Baum liefert einen Saft, welcher einen weit angenehmeren Geschmack hat, als die beste Limonade oder das beste Kirschwasser und gibt das gesündeste Getränk von der Welt. Dieser Saft wird durch das 2 Zoll tiefe Einschnitten in den Baum hervorgeholt. Der Schnitt wird allmählig 10—12 Zoll tief hineingemacht. In das untere Ende der Wunde aber wird ein Messer schräg in den Baum hineingesteckt, so daß das Wasser aus dem Schnitte oder der Wunde als wie durch eine Rinne herabfließt und auf das Messer fällt, unter welches einige Gefäße gesetzt sind, um es aufzufangen. Jeder Baum würde in einem Tage 5—6 Bouteillen von diesem Wasser liefern, und einige Einwohner von Canada könnten an einem Tage 20 Ortschaften sammeln, wenn sie die Ahornbäume ihrer vortrefflichen Pflanzungen darnach einschneiden und einkerbten wollten. Die Wunde schadet dem Baume nicht. Von diesem Saft machen sie einen köstlichen Syrop und Zucker, der besonders den Magen stärkt; aber nur wenige Einwohner haben die Geduld, ihn zu verfertigen. Diese Bäume sind als gemeine Dinge zu gering geschätzt; daher geben sich nur hin und wieder Kinder die Mühe, sie einzukerbten.

Es gibt 3 Methoden, den Saft in Zucker zu verwandeln:

1. Durch das Gefrieren. Diese Methode ist mehrere Jahre durch den Hrn. Obadjah Scott, einem Pächter in der Grafschaft Lucerne mit sehr glücklichem Erfolge versucht worden. Wenn der Frost nicht heftig genug seyn sollte den Saft zu kornen, so kann er zu diesem Endzweck der Wirkung des Feuers ausgesetzt werden.
2. Durch freiwillige Abdunstung. Der hohle Rumpf eines Zuckerhornbaums, welcher im Frühlinge abgehauen und einige Zeit nachher mit Zucker angefüllt gefunden wurde, lehrte diese Methode.
3. Durch Sieden. Die folgende Behandlung, welche durch manche Versuche für diesen Zweck bewährt gefunden ist, verdient einige Aufmerksamkeit.
 - a) Je früher der Saft gesotten wird, nachdem er vom Baume gesammelt ist, desto besser ist es. Man sollte ihn niemals länger stehn lassen, als 24 Stunden, ehe er auf's Feuer gesetzt wird. *)
 - b) Je weiter das Gefäß ist, in welchem der Saft gekocht wird, desto mehr Zucker gewinnt man von ihm.
 - c) Ein kupfernes Gefäß liefert einen Zucker von schönerer Farbe, als ein eisernes.

Der Saft fließt in hölzerne Tröge, aus welchen er abgeholt und in Vorrathströge oder lange Cisternen von der Gestalt eines Canots oder einer breiten Krippe gegossen wird, die von der weißen Esche, Linde oder der weißen Tanne gemacht sind. Aus diesen wird er in den Kessel gebracht, in welchem er gesotten werden soll. Die Cisternen sowohl als der Kessel, wird mit einem Schuppen bedeckt, um den Saft vor den Regen zu bewahren. Der Zucker wird dadurch verbessert, daß der Saft entweder, bevor oder nachdem er halb gesotten ist, durch eine Decke oder Leinwand filtrirt wird. Zu dem Saft im Kessel werden noch Butter, Schweinefett oder Talg hinzugegeben, um das Überkochen zu verhüten. Kalk, Eier oder frische Milch werden hinzugesetzt, um den Saft zu läutern. Ich habe klaren Zucker gesehen, der ohne einen von jenen Zusätzen gemacht war. Ein Löffel voll gelöschten Kalk, das weiße von einem Ei und eine Pint frischer Milch, sind die gewöhnlichen Proportionen von diesen Artifeln, welche mit 15 Gal. Saft vermischt werden. Bei einigen Probestücken, welche ich neulich vom Ahornzucker mit einem jeden dieser oben erwähnten Artikel geläutert gesehen habe, hatte der, welcher allein mit Milch vermischt war, in Hinsicht auf die Farbe eine größere Vortrefflichkeit.

*) Zu Anfang des Jahrs läßt sich der Saft wegen der kalten Temperatur leichter aufbewahren. Mit Annäherung des Frühlings muß er gleich den Tag nach der Abzapfung versotten werden, damit er nicht in Gährung geräth und sauer werde.

D. S.

Wenn der Zucker hinlänglich gesotten ist, so wird er gesörnt, nachher geläutert und in Sutzucker verwandelt. Die Methode hiebei sind dieselben wie bei der westindischen Zuckersabrikation.

Es ist die Frage, ob die Beschaffenheit des Ahornzuckers nicht verbessert und seine Quantität nicht vergrößert werden könnte, wenn man die Siedehäuser in Gegenden, wo die Ahornzuckerbäume wachsen, anlegte und die Zuckergewinnung fabrikmäßig im Großen durch vereinte Kräfte mehrerer betriebe. Aber wegen des zerstreuten Standes der Bäume, wegen der Schwierigkeit den Saft aus einer großen Entfernung zu holen, und wegen der vielen Kosten, welche aus der Unterhaltung der Arbeiter und Pferde in den Wäldern zu einer Jahreszeit, in welcher die Natur für Menschen und Vieh keinen Unterhalt hervorbringt, erwachsen; bin ich geneigt, für die vortheilhafteste Methode zur Zucker- Erzeugung diejenige zu halten, wo sie blos eine Arbeit einzelner Familien bleibt. Viele hundert einzelne Familien in Neu- York und Pensylvanien haben eine lange Reihe von Jahren hindurch diese Länder reichlich mit Zucker versehen. Ich habe von manchen Familien gehört, welche jährlich 2—400 Pf. verfertigten, und von einem Manne, welcher 600 Pf. verkaufte, daß dieser verkaufte Zucker in demselben Winter durch seine und seiner Familie Hände bereitet worden sey.

Der Verfasser gibt eine vergleichende Ansicht des Ahornzuckers mit dem Westindischen Zuckerrohre, mit Rücksicht auf Güte, Preis und Quantität.

1. Seine Qualität ist besser als die des Westindischen Zuckers, weil er zu einer Jahreszeit verfertigt wird, wo es noch keine Insekten, keinen Staub oder Mehlthau gibt, die ihn verunreinigen. Er wird auch durch reinlichere Personen bereitet. Seine größere Reinheit zeigt sich dadurch, daß er wenig Saß niederschlägt, wenn er aufgelöst ist.
2. Da der Zuckerahornbaum ein freiwilliges und überflüssiges Geschenk der Natur ist, und der Zucker durch die Familie des Anbauers ohne Aufwand an Mühlen, Sclaven, Kesseln, u. s. w. gewonnen wird; so muß er wohl für einen geringern Preis verkauft werden können.
3. Die Quantität wird nicht unbeträchtlich scheinen, da in den Staaten von Neu- York und Pensylvanien allein, zum wenigsten 10,000,000 Acker sind, welche den Zuckerahornbaum in dem Verhältnisse 30 Bäume auf einen Acker hervorbringen. Man nehme an, daß in einer Familie drei arbeitsfähige Menschen wären, ein jeder 150 Bäume zu warten hätte, jeder Baum 3—5 Pfund Zucker brächte und 60000 Familien dazu verwendet würden, ihn zu machen; so würde das Produkt 135 Millionen Pfund seyn. Wenn davon 120 Millionen in den Staaten selbst verbraucht würden, so würden noch 15 Millionen für die Ausfuhr übrig bleiben. Die Zahl der Familien, die hier sich mit Zucker beschäftigend angenommen werden, scheint groß zu seyn; allein eine doppelte Anzahl ist mit dem beschwerlichen Proceß beschäftigt, Syder zu machen. Ueberdies ist der Zucker nicht das einzige Produkt des Ahorns. Von dem Saft, welcher später im Jahre fließt, wird Zuckersaß und ein vortreffliches Weinessig gemacht.

Der Verfasser erwähnt auch der großen Vortheile wenn man die Speisen stark mit Zucker mischt.

1. Der Zucker gibt eine größere Quantität von Nahrung, als irgend eine andere Substanz in derselbigen Masse, und er ist so tauglich zum Mästen der Pferde und andern Hausviehes, als geschickt Menschen besser zu nähren und wohlbeleibter zu machen.
2. Er ist bei Kindern ein Präservativ gegen Würmer.
3. Wahrscheinlich dürfte er auch gegen bössartige Fieber gute Dienste leisten.
4. Er ist sehr nützlich bei Brustkrankheiten und scharfen Ausflüssen an andern Theilen des Körpers.

C. Aus dem Journal für Fabrik und Manufactur von 1794.

(Mit Weglassung dessen, was in obigen Berichten schon vorgekommen).

Ein angesehener amerikanischer Landmann, welchem seit vielen Jahren die gewöhnliche Art, diesen Zucker zu bereiten, bekannt war, wünschte dieselbe zu verbessern und erhielt zu diesem Endzweck die nöthigen Unterweisungen von einem Zuckerbäcker in Philadelphia; und mit Hülfe dieser Unterweisungen fing er zu Stol: Port im Jhr. 1790 seine Versuche an. Stol: Port liegt ungefähr 3 Meilen unter der Vereinigung der Mohol: und Popatschik Arme des Delaware.

Er fand gar bald, daß die alte Art diesen Zucker zu sieben noch in der größten Unvollkommenheit und vieler Verbesserung fähig war, *) und daß man leichtlich Zucker daraus machen konnte, der dem von auswärts eingeführten weder an Farbe, Korn noch Geschmack etwas nachgeben müsse.

Der Erfolg seiner Versuche rechtfertigte vollkommen die Hoffnungen, welche er geschöpft hatte; denn der Zucker, welchen er machte und nach Philadelphia schickte, wurde nach dem Urtheil verständiger Richter, dem besten aus den westindischen Enländern eingeführten gleich geschätzt. Der würdige Mann, welcher diese Versuche machte und auf dessen Urtheil sowohl, als auf dessen Wahrheitsliebe man bauen kann, behauptet: daß 4 arbeitssame, geschickte, mit dem gehörigen Werkzeug wohl versehene Männer, in sechs Wochen (welches die zu dieser Arbeit erforderliche Zeit ist) 4000 Pfund guten Zucker verfertigen könnten.

Wenn 4 Männer in sechs Wochen so vielen Zucker erzeugen können, was müßte denn die einzelne oder vereinte Arbeit so vieler tausend Menschen hervorbringen, die nun und in Zukunft den weit ausgebreiteten Strich Landes

*) Er ist hart, braun, etwas durchscheinend, riecht gut und schmeckt sehr süß. Zuweilen ist er locker, wie Moskovade. Meistens aber erscheint er in kleinern oder größern Klumpen zusammengebacken. Nach Europa kam er sonst in kleinen, eine Querhand breiten Kuchen. Er kommt dem Zucker: Candi am nächsten, zergeht nicht so schnell, wie der gewöhnliche, süßet auch nicht so schnell und stark.

D. H.

bewohnen werden, wo der Zuckerahornbaum im Ueberflusse wächst?

Die darauf zu verwendende Arbeit beschäftigt höchstens 6 Wochen lang, von der Mitte des Februars bis zu Ende des März, und alle dazu nöthigen Gebäude und Werkzeuge können mit so geringen Kosten erhalten werden, daß jeder nur gewöhnlich arbeitsame Mann, dessen ordentliche Lebensart ihm nur mäßigen Credit verschafft, sich dieselben, ohne das dazu bedürfende Kapital eigends zu besitzen, leichtlich verschaffen kann.

Für vier Männer sind um 40 Ct. Zucker zu erzeugen, die Unkosten alles dazu erforderlichen Geräths wie folgt:

1. 16 Kessel, deren jeder 15 Gallonen hält um Pf. Sterl. Schil. *)
den Saft zu kochen, nebst den nöthigen
Handketten für jeden — 16 —
2. zwei eiserne Löffel nebst 2 hölzernen Gefäßen
einen Gallon haltend, welche dazu dienen,
den Saft aus einem Kessel in den andern
zu schöpfen — 1 15
3. vier Schraubenbohrer 1½ bis 3¼ Zoll dick,
um die Bäume anzubohren — — 4
4. 10 Wassereimer mit Deckeln jeder zu 3 Gallonen
den Saft zu sammeln, mit Trägern um
2 derselben auf den Achseln zu tragen — 2 10
5. 1600 Wassertröge jeder zu 3 Gallonen, um
den Saft zu empfangen à 5 P. jeder — 20 —
6. sechs hölzerne Tröge vom dicken ausgehöhlten
Holze einem Kanoe ähnlich, um den Saft
darin zu bewahren — 4 —

In einem neu bevölkerten Lande, wo es Anfangs schwer halten würde, sich steinerne Wasserbehälter zu verschaffen, verrichten auch große, hölzerne Tröge von wohl ausgetrocknetem und zu rechter Zeit gefälltem Zimmerholze, den Dienst, wozu jene bestimmt sind, sehr wohl; und von diesem Holze findet man überall, wo der Zuckerahornbaum wächst, Bäume von ungewöhnlicher Größe. Ueber diese großen, hölzernen Tröge muß man einen leinenen Seiger befestigen, durch welchen man den eingebrachten Saft laufen läßt.

7. Eine Hütte von Stein oder Thon erbaut,
mit einem Heerde von hinlänglicher Länge
für 16 Kessel — 10 10
8. Zuckerformen, welche von gutem Holze gemacht
werden können, bis man sich welche von
Töpferarbeit verschaffen kann — 1 10
9. Röhren für die Bäume 3200 in allen — 6 10
10. Hölzerne Rinnen und kleine hölzerne Tröge zur
Erleichterung der Arbeit u. and. Kleinigkeiten — 1 19

Pfund 64 8

*) 20 Schil. gehn auf 1 Pf. Sterl. das circa 6 Thlr. sächs. gleich kommt,

Dieses ist alles nöthige Geräthe, welches zu einer Zuckersiederei in Amerika erfordert wird; und es ist zu bemerken, daß die 16 Kessel, die 2 eisernen Schöpflöffel und die 4 Schraubenbohrer allein gekauft werden dürfen, das übrige alles aber von den 4 Arbeitern verfertigt werden kann.

Man wählet im Anfange der Jahreszeit 400 Bäume zum Anzapfen. Wenn der Schaum sich beim Kochen erhebt, so muß sorgfältig abgeschäumt werden; und sobald der Saft zur Hälfte eingesotten ist, so gießet man das Ganze der 16 Kessel in die Hälfte derselben, und fährt auf diese Art fort, bis alles nach und nach in einen einzigen Kessel gebracht wird, füllet aber immer die leeren Kessel sobald als möglich mit frischem Saft an. Wenn der Saft in dem letzten Kessel, wo sich denn endlich das Vereinigte von allen 16 zusammen befindet, anfängt Syrop zu werden, so muß man ihn durch ein wollenes Tuch pressen, ehe er noch zu dick wird; wenn er auf solche Art gereinigt ist, muß er 12 Stunden lang in Eimern stille stehen, damit aller noch übrige Saß zu Boden falle, und der geläuterte Syrop wieder in einen Kessel gegossen werden könne. Der Niederschlag wird ebenfalls aufs Neue mit frischem Saße aufgesetzt.

Den Zucker zu kornen, zu reinigen und weiß zu machen, wird alsdann der allgemeine Verhaltungsweg der Zuckerbäcker verfolgt.

Um den Zucker zu kornen, schüttet man den Syrop, nachdem er 12 Stunden gestanden, in einen Kessel und setzt ihn über ein heftiges Kohlenfeuer, welches ohne Flammen brennen muß, wobei man immer bedacht ist, Butter oder Schweinesfett hineinzuworfen, sobald der Syrop sich durch das Sieden bis an den Rand des Kessels erhebt, um selbigen niederzuschlagen. Dieses muß sorgfältig beobachtet werden, wenn der Zucker anfängt sich zu kornen.

Der reife Stand des Sudes wird dadurch erkannt, wenn man ein wenig von dem Syrop zwischen die Finger nimmt, und versucht ob er spinnt; hält er diese Probe, so muß man ihn in einen Kübel gießen und ununterbrochen umrühren, bis das Korn gefühlt wird, wo er sich alsdann in dem Stande befindet, in Formen gegossen zu werden.

Wann die Bäume vor der zweiten Anzapfung anfangen sich zu erschöpfen, welches ungefähr den 31. März oder 10. April geschieht, so fließet aus diesen Bäumen noch ein Saft, woraus man gute Metassen und Essig machen kann.

Aus dem reichen oder kräftigen Saft hat man auch sehr guten Rum gemacht.

D. Aus Wansleys Reise. (Berlin 1797 S. 85 2c).

Man bot mir (in der Gegend von Durham) 500 Ct. Ahornzucker, das Pf. à 4 $1\frac{1}{2}$ Pence (etwa $1\frac{1}{8}$ Thlr. sächsl.) an. Unter vielen Bäumen sah ich noch die Tröge stehen und bemerkte

die Zapflöcher, obgleich die Zeit zum Zapfen (den 17. Mai) im Frühling, wenn der Saft in die Bäume tritt, eigentlich schon vorüber war. Wenn es die Nacht vorher friert; so gewinnt man allemal am nächsten Morgen eine Menge Saft. —

Meiner Meinung nach würde dieser Baum in England und andern Theilen Europas eben so gut fortkommen, wie in Amerika. Man muß ihn nur in fettes Land pflanzen. — Wenn man in Amerika die Bäume einer Gegend auszrottet (um sie zum Feldbau einzurichten); so fängt man allezeit da an, wo der Zuckerahorn wächst, denn da findet man sicher fetten Boden. Deswegen wird auch Amerika nie so viel Zucker gewinnen, als es verbraucht.

Der Zucker wird auf folgende Art gewonnen. Man bohrt die Baumrinde 7 Fuß (?) vom Erdboden an, steckt hölzerne Hähne in die Oeffnungen, und kocht den erhaltenen Saft am gleich darauf folgenden Tage erst in einem Kessel, der 70 Quart faßt. Hierzu thut man gerade so viel Kalk, als nöthig ist den Saft zu verdicken. Dabei schöpft man immer den Schaum ab, und vermehrt die Hitze, bis der Saft auf 60 Quart verdampft ist. Zunächst seiget man ihn durch ein wollenes Tuch, thut ihn in einen kleinen Kessel, und verfährt wie zuvor bis nur noch 50 Quart übrig bleiben. Wenn der Saft die Zähigkeit erreicht hat, daß er sich zwischen Daum und Zeigefinger wie Leim zieht, so ist er hinlänglich gekocht. Man gießt ihn dann in eine hölzerne Kühle

wanne und schlägt oder quirlt ihn so lange, bis er sich lört. Zuletzt wird er wie der Rohrzucker in Westindien, in irdene Formen geschüttet.

Der Uebersetzer macht dazu die Anmerkung: Die Indianer machen diesen Zucker mit weniger Umständen, sie breiten ein Fell zwischen 3 oder 4 Bäumen aus, gießen den Saft hinein und lassen die wäßrigen Theile von der Sonne ausziehen. Einige Reisende sagen, der Ahornzucker habe etwas edelhaftes, honigartiges im Geschmack; aber die meisten loben ihn. Es ist nicht allgemein bekannt, daß ein Deutscher in Albanien eine gute Zuckerraffinerie angelegt hat. Der raffinierte Ahornzucker soll etwas säuerliches und pikantes haben, und deswegen von einigen dem Rohrzucker vorgezogen werden.

5. Aus Böhmen.

Hier hat der fürstl. Carl Auersperg'sche Waldmeister Hr. Bäringer zu Liban im Chrudimer Kreise, auf der Herrschaft Massaberg schon seit 3 Jahren Versuche zur Zucker-Gewinnung aus Ahorn mit 60 hundertjährigen Bäumen gemacht und kürzlich bei seiner Anwesenheit in Wien einige Pfunde der schönsten Moscovade und einige Flaschen Syrop producirt. Beide fanden allgemeinen Beifall. Man machte Chocolate aus diesem Zucker, die übersüß ward.

Die Vaterländischen Blätter XX. XXIX. und XXXV. des 3ten Bandes geben umständliche Nachrichten von seinen Versuchen, aus denen hier die

jenigen Bemerkungen, Erfahrungen und Thatsachen mitgetheilt werden, welche die vorherigen Nachrichten ergänzen können.

1. Dickere Stämme bohrte er mit 2, schwache nur mit 1 Loch an, 10—16" hoch von der Erde.
2. Bei gelindem Feuer dichte er den Saft auf den 20. bis 24. Theil ein. Das Erscheinen eines sehr feinen, weißen Schaumes war das Zeichen, daß der Saft hinlänglich eingekocht sey. Hauptsache ist, daß man hier das rechte Maaß treffe.
3. Der in der Wärme noch sehr flüssige und weder zu wenig noch zu stark eingedickte Syrop ward in flachen, irdenen, glasirten Gefäßen bei gelinder Ofenwärme krystallisirt. Die Krystallisation erfolgte binnen 10—20 Tagen, ohne daß Syrop zurückblieb.
4. Durch Zusatz von etwas Kalkwasser (ein halber Eßlöffel auf die Maß) konnte der Saft 4—6 Tage vor dem Säuern geschützt werden.
5. Wenn der Boden auch noch so stark gefroren war, erfolgte doch der Saft bei solchen Bäumen, welche die Sonne bescheinen konnte, am meisten aber, wenn ein Thauwind wehte. Hr. Bäringer hält zum Abfluß eine Temperatur von circa 5 Graden ohne Sonnenschein für die vortheilhafteste.
6. Die Lenne oder Spitz-Ahorn (*acer platanoides*) hört einige Tage früher auf zu

fließen als der gemeine (acer pseudoplatanus), scheint aber reicher an Zuckerstoff.

7. Ganz freistehende Bäume mit vielen Aesten lieferten mehr Saft als solche die im dichten, dunklen Walde standen und arm an Aesten waren.

8. Er erhielt von 81 bis 180 Maß Saft von 60 bis 130jährigen Bäumen.

Hr. Bäringer hat letzten Winter 70 Pf. Rohzucker erzeugt und wird den nächsten 6000 zur Zucker- Erzeugung taugliche Aherne auf der Herrschaft benutzen. Der Fürst Auersperg hat die nöthigen Summen zur Anlage bewilligt und alle Unterthanen ermuntert, Ahornpflanzungen anzulegen.

6. Aus Mähren.

Herr Staatsgüter-Administrator Sedlaczek hat ebenfalls einige Maß Syrop dieses Frühjahr erzeugt, den ich bei Sr. Excellenz dem Hrn. Landesgouverneur zu sehen und zu kosten Gelegenheit hatte und der vortreflich war.

7. Aus Wien.

1. Se. Majestät der Kaiser haben zwei eigne Hof- Commissionen eine über die Anwendbarkeit der Munkelrüben, die andre über die Anwendbarkeit des Ahorns zum gemeinnützigen Zuckergebrauch angeordnet.

Einem Befehle Sr. Majestät zu Folge soll nun erhoben werden, wieviel sich Ahornbäume in der Monarchie vorfinden.

2. Beim Schluß dieses Artikels erhalte ich folgende kleine Schrift: Ueber die Kultur des innländischen und ausländischen Ahornbaums zur Gewinnung des Saftes zum Rohzucker in den östreichischen Erbstaaten. Von Theobald von Walberg fürstl. Lichtensteinischem Hofrath. Wien in Commission der Degen'schen Buchhandlung 1810.

Im nächsten Stück werde ich zur Vervollständigung noch einige wichtige Bemerkungen des verdienten Verfassers nachtragen. Hier sey es genug auf diese schätzbare, kleine Schrift aufmerksam gemacht zu haben.

Anmerkung. 1. Durch Absenker und Stecklinge (eine Fortpflanzungsmethode, welche fast alle Ahorn-Arten, vorzüglich aber *acer negundo* und *platanoides* vertragen) scheint es, könnte man schneller zum Ziele gelangen, zapfbare Bäume zu erhalten. Germershausen bemerkt aber (S. 157 in seinem ökonomischen Real-Lexikon), daß die aus Samen gezogenen Bäume einen, schnelleren und höhern Wuchs hätten. Uebrigens war Herr von Dietrich, Besitzer von Doloplas u. Jessen, der erste in Mähren, der eigne Versuche, einige Ahorn-Arten durch Stecklinge fortzupflanzen, bekannt machte. (Man sehe Patr. Tageblatt 1800. Nro. 66. 1801. Nro. 111. S. 119.)

2. Es ist gewiß löblich und sehr patriotisch, auf allen Wegen mitzuwirken, uns bei dem gegenwärtigen Stande unsrer Finanzen, möglichst von den Bedürfnissen des Auslandes unabhängig zu machen. Aber zur Regel darf wohl dieser Vorsatz nicht werden, sondern nur zur Ausnahme, gerechtfertigt durch die gegenwärtige Lage des Staats. Wie wahr diese Behauptung sey, wird leicht faßlich, wenn man jenen Vorsatz als allgemeine Maxime für alle Staaten aufstellt. Dann hört der Handel auf, die Industrie ist gelähmt. Wenn kein Staat vom andern mehr Bedürfnisse beziehen wollte; so wären Fichten's geschlossene Staaten realisirt.

Aber weist nicht die Natur jedem seine eigenthümlichen Localitäten und Produkte an, die sich vorzüglich für ihn schicken? Muß man bei Finanz- und commercieellen Maaßregeln nicht auch vorzüglichsten Bedacht auf diese

Schicklichkeit nehmen? So z. B. schicken sich für die feuchten Tropen-Länder die Zucker-Plantagen, deren Anlage und Pflege in nördl. Continental-Gegeuden eine Thorheit wäre. So schickte sich bei den ungeheuern Wäldern und der geringen Population des nördlichen Amerika die Zuckergewinnung aus Ahorn. Die Waldungen sind in solchem Ueberfluß, daß sie wie Unkraut ausgerottet werden um Boden zum Feldbau zu gewinnen. Es ist gleichgültig, ob Tausende von Bäumen zu Grunde gehen oder nicht, ob eine Forstwirtschaft beobachtet werde oder keine, ob Waldfrevel geschehen oder nicht. Aber wird es sich mit unsrer Forstkultur und Waldbordnung vertragen, wenn die Zuckergewinnung unsre Bauern Familienweise (und daß diese Art die ausführbarste sey, darüber sind Alle einverstanden) in die Wälder ziehen, aus denen sie, (eben weil das immer größer werdende Holzbedürfniß die größte Forst-Schonung gebietet) unsre Gesetze bisher sorgfältig abhielten?

Auf der andern Seite (immer vorausgesetzt, daß Geschäft kommt sehr allgemein, sehr im Großen zu Stande, außerdem es sich nicht der Mühe lohnte, viel Worte darüber zu verlieren) wie wird es mit der Spinnerei in Flachs, Wolle und Baumwolle aussehen; wenn die Bauern-Familien einige Wochen grade der kostbaren Zeit, die hauptsächlich dieser wichtigen Industrie gewidmet ist, dem Abohren, Einsammeln, Kochen, Läutern und Körnen des Ahornsafts in den Wäldern widmen sollten?

Daher glaube ich, gut bleibt es für den Nothfall bei großer Theuerung oder Mangel eine innländische Hülfe für das Zucker-Bedürfniß zu haben. Besser aber dürfte es seyn, durch erhöhte Industrie, die wir auf die unserm Klima, Boden, Population und Verfassung angemessnen Produkte verwenden, sie annehmlich für den ausländischen Absatz zu machen und damit das Geld zu verdienen, dessen wir zum Ankauf auswärtiger Artikel bedürfen. Dabei gewinnen alle Theile. Wäre es besser z. B. wir erzeugten unsern Zuckerbedarf, hätten also dem Hamburger nichts mehr zu zahlen, der uns dann auch unsre Leinwand nicht mehr abkaufte; oder: wir senden Leinwand nach Amerika und lassen uns dafür Zucker retour schicken? (Fortsetzung folgt.)

Andre.

II.

Neuer Nationalkalender für die Oestreichische Monarchie. *)

Ein Wort über denselben an Freunde der Volksbildung.

Da liegt er nun vor Euch, ihr Väter und Lehrer des Volks, dieser mein erster Versuch, nützliche Wahrheiten und Kenntnisse, und einen edlern Sinn unter unsre untern Volksklassen vornehmlich zu verbreiten. Prüfet, beurtheilet ihn, und belehrt mich dann; wie ich es besser hätte machen, wie ich euch noch zweckmäßiger hätte in die Hände arbeiten können. Denn nur durch Euch, glaube ich, kann dieser Kalender und jedes auf Volksbelehrung berechnete Buch, erst recht fruchtbare Wirkungen hervorbringen. Ohne eure Theilnahme ist das Alles meistens Saamenwerk auf Felsenland gestreut. Verstattet mir ein Wort der nähern Erklärung!

Ich glaube nicht an Lese-Lust und Bedürfnis unsers gemeinen Mannes im Allgemeinen und weiß sehr wohl, daß wenn beide befriedigt werden müßten, dies nur vornehmlich durch die Glaswische Sprache thunlich wäre, wie Hr. Fritschay mit bestem Erfolge durch seine Volkschriften gezeigt hat.

*) Neuer Nationalkalender für die gesammte Oestreichische Monarchie auf 1811. Zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer und Beamte, Bürger und Landleute faßlich eingerichtet von Christian Carl Andre, ehemaligen Herausgeber des Patriotischen Tageblatts. Brünn bei J. G. Casl kostet ungebunden fl. 1 21 kr. broschirt fl. 1 30, im steifen Deckel fl. 1 36 kr. Ist bei allen Buchhändlern und Buchbindern zu haben.

Daher habe ich auch meinen Kalender nicht zunächst für den gemeinen Mann unmittelbar bestimmt; obwohl ich ihn so faßlich einzurichten suchte, daß die meisten Artikel auch ein Bauer, welcher sonst der deutschen Sprache mächtig ist, wird verstehen können.

Aber Euch vornemlich, ihr Seelsorger und Schullehrer, wollte ich ein Hülfsmittel in die Hände geben, daß euch ausgewählten Stoff zu nützlichen Belehrungen, in solcher einfachen Form gäbe; daß es Euch leicht werden muß, sie nach diesem Leitfaden in deutscher oder Slawischer Sprache, bei jedem schicklichen Anlaß dem Herzen und Verstande eurer Beicht- und Schul-Kinder einzuprägen und einleuchtend zu machen.

Betrachtet daher diesen Kalender als den 1. Theil einer Volks-Bibliothek, in welcher nach und nach Alles vorkommen wird, was dem Volke zu wissen nützlich und gut ist, was seine Sinnes-Art veredeln, seine Lage verbessern und es auf eine höhere Stufe der Kultur führen kann.

Ich bitte daher aufmerksam zu machen und mitzuwirken, daß er länger als bis zum Jahres-Schluß aufbewahrt und gebraucht werde. Oft werden sich die Fortsetzungen auf diesen Anfang beziehen und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht das Allermeiste, was unter der Rubrik: *Mannigfaltigkeiten* vorkommt, auch noch in spätern Jahren als 1811 eine lehrreiche und nützliche Lectüre bliebe.

Selbst zu euern Predigten und sonstigen Religions- = Vorträgen, Katechisationen z. B. — können Artikel wie der III. Ueber die Feiertage und ihre Entstehung. — Der VIte über die sichersten Mittel reich zu werden. — Der VIIte über die unrichtige Schätzung der irdischen Güter. *) — Der VIII. oder die schönen Parabeln vom Kornfelde, den Pfirschen und dem Morgentraume. — Der Xte oder das schöne Morgenlied eines Tagelöhners. — Der XXVte oder die wunderbare Rettung eines Kindes Gelegenheit zu Belehrungen und Erläuterungen geben. Wie viel mehr wird sich Alles euern Zuhörern einprägen, wenn ihr ihnen in ihrem Kalender ein zu euerm Vortrag passendes Lesestück nachweist.

Schullehrer finden hier mehr als eine Vorarbeit zu nützlichen und faßlichen Belehrungen. Daz hin gehört der Ite Artikel, der den Anfang macht, einen richtigen Begriff vom Weltgebäude zu geben **) — der IVte, welcher die Einrichtungen des Kalenders erklärt — der XIte, der in 12 Beispielen von guten und bösen, vernünftigen und unvernünftigen Handlungen Stoff genug zu Nukanzwendungen gibt — der XIIte welcher Verhaltensregeln beim Gewitter — der XVIIte, welcher die schrecklichen Folgen des Müßigangs zeigt — der XVIIIte, welcher Vergiftungsgeschichten erzählt, — der XXte, welcher einige starke Gifte beschreibt

*) Wo in dem 3ten Absatz von hinten „Dornen statt Rosen“ gelesen werden muß.

**) Auch die Erklärungen der Sonn- und Mondesfinsternisse die dem Kalender angehängt worden, werden Manchem neu und nützlich seyn.

und Regeln gibt, wie man, nach genommnem Gift verfahren soll — der XXIII, welcher in einer Fabel die Lehre versinnlicht, daß die besten Zwecke durch schlecht gewählte Mittel nicht nur vereitelt, sondern noch weit größere Uebel als man heben wollte, herbei geführt werden können — der XXVIIIte, welcher die wahre Zeit zu bestimmen, den Gang der Uhren zu reguliren und die Mittagslinie an jedem Ort ziehen lehrt — der XXXIte, welcher den neusten Zustand der Oestreichischen Monarchie beschreibt und die geographischen Lehrbücher berichtigt.

Der Vte Artikel hingegen oder Anfang der Schilderung eines vollkommenen Dorfschullehrers und der Bunder, die er wirken kann, möge zum Muster und Ideal angehender Schullehrer oder Geistlichen dienen, dem sie sich, wenn sie es redlich meinen, wenigstens nach Kräften annähern sollen.

Das Arbeitslied für alle Professionisten und Stände Nro. XIII. gesungen im friedlichen Verein bei einer Bürger-Zusammenkunft oder bei der Versammlung der Gemeinde im Wirthshause, nach der beigelegten Melodie, nimmt sich gut aus, wenn es nicht zu geschwind und nicht mit zu großem Geschrei vorgetragen wird. Es ist allgemein verständlich.

Schon in etwas höherm Styl ist das schöne Herbstlied Nro. XVI. *) (von eben dem Dichter, dem wir das Morgenlied Nro. X. ver-

*) Im 2ten Verse muß es statt Sorgenstritt h. Segenstritt,

danke, gedichtet); doch das Allermeiste ist faßlich. Und es muß ja grade nicht alles gar zu einfach seyn. Theils veranlaßt ein etwas schwererer Ton heilsamen Reiz zum Nachdenken bei Ungebildeten und gewöhnt sie nach und nach an eine edlere Sprache; theils kaufen so manche aus den gebildeten Klassen diesen Kalender, welche auch etwas für ihren Geschmack finden mögen. Diesen wird denn auch das gar schöne Winter- und Sommerlied mit der beigegebenen, feierlichen Melodie willkommen seyn; so wie ich wünschte, daß die XXVte Erzählung allzuzärtlichen Müttern ein warnender Spiegel seyn möchte.

Der XIVte und XVte Artikel über Feuergefährten und ihre Abwendung kann ungemein viel Unglück verhüten, wenn ihn Beamte beherzigen, seinen Inhalt bei jeder Gelegenheit in Erinnerung und vorzüglich alle Hausväter auf das aufmerksam machen wollen, was sie zu beobachten haben. Dasselbe ist der Fall mit dem XXten, XXIten und XXIIten Aufsatz, wo gegen Alerärzte gewarnt, über Behandlung der Ohnmachten und die Schädlichkeit schlechter irdner Töpfe belehrt wird.

Alle Hausväter und Hausmütter in der Stadt wie auf dem Lande finden im XXIVten Artikel 11 erprobte Anweisungen zum Seifekochen, zur Selbstverfertigung wohlfeiler Schuhe, zur Abhaltung der Keller-Feuchtigkeiten, zur Abhaltung der Fäulniß vom Holzwerk, zum Weichmachen jedes harten Wassers, zu einem dauerhaften Rittegeborstner Herd-Platten und andern Eisenwerks,

zur Wiederherstellung schadhast gewordener Weine, zum vortheilhaften Gebrauch der Kohle, zur Vertilgung fast aller Flecken, zum Dörren recht schmackhaften und nahrhaften Obstes, zur besten Weise Kirschen und andre Früchte einzumachen.

Die beiden Artikel Nro. XXXIII., Mittel gegen die Maulwürfe, Erkennung des Koses und Mittel dagegen, werden nicht nur den Landwirthen, sondern auch manchem Garten- und Pferde-Freund in der Stadt willkommen seyn.

Zur Unterhaltung für Jedermann und doch nicht ohne Belehrung wird der IIte Artikel, über die Siebenschläfer der IXte oder Beschreibung einer Einfahrt in die Mazocha, der XXVII. oder die Macht der Tonkunst und der XXIX. seyn, welcher einige übliche Nationalsitten vorzüglich bei Hochzeiten in Mähren u. Kärntzen beschreibt.

Ich sollte denken, Stoff genug auf mehr als ein Jahr für wackre Beamte, Seelsorger und Schullehrer zum Verarbeiten, zum Einprägen, zum gelegentlichen Vortrag für alle die vielen Tausende, mit denen sie in Verbindung stehen; Stoff genug für Lektüre zum Fassen, Durchdenken, Behalten, Anwenden.

Möchte ich das Glück haben, mit meinem Unternehmen auch den gebildeteren Freunden des Volks in den höhern Ständen, vornehmlich den Räten des Monarchen und den Güterbesitzern zu gefallen. Möchten sie sich die Verbreitung dieses Kalenders ernstlich angelegen seyn lassen; so kann es nicht fehlen, daß er des Guten unabsehlich viel begründe und wirke!

Andre.

III.

Mähren und Oesterreichisch-Schlesien mit
Benutzung aller astronomischen und geographi-
schen Hülfsmittel entworfen von Christoph von
Passy k. k. Professor der Rechte zu Olmütz,
Er. königl. Hoheit dem durchl. Prinzen Fer-
dinand Carl, Erzherzogen von Oesterreich
zc. kommandirenden General in Mähren, ehr-
furchtsvoll gewidmet von Leopold Franz Haller,
Buch- Kunst- und Musikalienhändler in
Brünn 1810.

Gestochen von Joseph List, in Wien.

Mehrere Charten von Mähren sind im Laufe
des XIXten Jahrhunderts erschienen. Die meisten
waren aber nur General-Charten auf einem Blatt
z. B. die beiden im Verlag des Wiener In-
dustrie-Comtoirs 1802 und 1807 erschie-
nenen von Lichtenstern.

Das Geographische Institut in
Weimar gab zwar voriges Jahr aus seiner gro-
ßen Charte von Deutschland einen besondern
topographisch-militairischen Atlas von
Mähren in 13 Blatt heraus, der mir indes-
sen noch nicht zu Gesichte gekommen ist. Unge-
mein bequem, ohne doch zu compendiös zu seyn,
würde die vor 7 Jahren herausgekommene von
Meiser in 2 Blatt gestochene zum Handgebrauch
gedient haben; wäre sie nur freier von erheblichen
Mängeln gewesen. Sie sind seiner Zeit im Pa-
triotischen Tageblatt nachgewiesen worden.

4. Band. 2tes Stück.

f

Mit Wahrheit kann man sagen, daß die Passysche Charte nicht nur das bequeme Mittel zwischen einem Special-Atlas und einer zu dürftigen oder überladenen General-Charte hält; sondern auch wegen ihrer andern Vorzüge unter allen bis jetzt erschienenen Charten von Mähren den ersten Platz verdient.

Sie besteht aus 4 Blättern; jedes von 20 $\frac{1}{2}$ Pariser Zoll Länge und 14 $\frac{1}{2}$ Zoll Breite zusammengesetzt also 41" breit und 29 Zoll hoch im gewöhnlichen Sinn. Der Maasstab jeder Meile beträgt 1 Pariser Zoll.

Sie entstand eigentlich aus einem Brouillon, den sich der Verfasser zum Gebrauch seiner Vorlesungen über die Provincialverfassung Mährens entworfen hatte. Zufällig kam derselbe 1805, wo durch die Kriegsbereignisse jede mährische Charte doppelt willkommen ward, nach Brünn. Dies hatte zur Folge, daß Hr. Haller zur Publikation der Charte geneigt ward, wenn sich nämlich der Verfasser entschließen wollte, sie nach den Bemerkungen, Rathschlägen und mitgetheilten, wichtigen Hülfsmitteln und Verbesserungen des Hrn. D. Schindler *) umzuzeichnen.

Hr. von Passy entschloß sich wirklich zu einer ganz neuen Zeichnung nach eigener Projection mit Benützung aller neuern in und um Mähren astronomisch bestimmten Punkte. Hrn. D. Schindler vornehmlich verdankte er die Ortsbestimmung von Brünn und ein richtigeres Netz als

*) Unter andern besitzt er eine Sammlung von einigen 30 seit der Müllerschen 1716 erschienenen Charten, deren Projection aber durchaus Copie der Müllerschen ist.

die bisherigen. Rechts unten sind zur Rechtfertigung 11 Liesganig'sche, 6 David'sche, 2 Seezen'sche, 1 Gaar'sche und 1 Zach'sche Breitenbestimmungen (meistens auch mit der Länge) für Punkte im Lande selbst; außerdem noch 2 David'sche und 7 Lypski'sche an der Gränze angegeben.

In Osten ist Mähren bekanntlich noch am ärmsten an astronomisch = bestimmten Punkten. Hier ergänzte der Verfasser das Fehlende durch den Wieland'schen Atlas von Schlesien und es zeigten sich zwischen diesem und seiner Projection nur Abweichungen von einigen Minuten.

Die schwierige Gränze der Herrschaft Hochwald gegen Schlesien und Ungarn ward nach einer Specialcharte des Hrn. Fürst Erzbischofs von Olmütz — die von Hochwald bis Gding nach Lypski — gezeichnet; alle übrigen Gränzlinien aber wurden nach einer militärischen Situations = Chartre berichtigt.

Zu noch genauerer Orientirung sind auf dem Rande die mit Sternwarten versehenen Hauptorte bemerkt, deren Meridiane oder Parallele durch Mähren laufen — Wien, Krakau, Prag, Breslau, Preßburg, Ofen.

Die Ausfüllung der obigen astronomischen Punkte geschah durch Dreyeck. So glaubte der Verfasser Alles geleistet zu haben, was die bis jetzt vorhandenen Hülfsmittel erlaubten, um eine in ihrem Neze richtigere allgemeine Handcharte zum täglichen Gebrauch für Jedermann, als alle bisherigen zu liefern.

Aber auch in Rücksicht auf Topographie strebte er, sie an Richtigkeit und Vollständigkeit zu übertreffen, wozu ihm seine 23jährige Sammlung von Materialien sehr zu statten kam. So findet man nun nicht mehr die mancherlei Ortschaften, welche alle Charten von Müller copirten und die lange nicht mehr existiren z. B. in der Gegend von Boskowitz im Znaimer Kreise. Dagegen ist eine beträchtliche Menge neuer Orter hauptsächlich nach Crusius *) hinzugekommen; aber selbst dieser ist noch supplirt, so z. B. durch die Gigelleitnerischen Colonien bei Grain, Hruska bei Straßnitz, Anof bei Tobitschau, Modra bei Bellehrad, Carlsbrunn bei Freudenthal etc.

Einen andern Vorzug erhält diese Charte durch die meistens richtige Ausgabe aller Chaussees, Commercial- Haupt- Communications- ja auch mehrerer Neben- Straßen, selbst der neuesten. Nur zwischen Friedek und Bielitz, dann zwischen Weißkirch und Neutitschein ist der Zug der Poststraße wahrscheinlich durch ein Versehen im Stiche fehlerhaft.

Einen ganz vorzüglichen Genuß gewähret dem Vaterlandsfreund die Andeutung mehrerer historischer und sonst merkwürdiger Momente, die wohl noch vermehrt werden könnten. Z. B. im Tglauer Kreis des unvergeßlichen Nepomuk Mitrowsky's Grab. Auch der Lepidolit-Bruch ist

*) Dessen verdienstvolles, mühsames, so vollständiges Postlexikon kein Geograph entbehren kann.

(vermuthlich aus Raum = Dekonomie) diesem noch zugetheilt; da er eigentlich zu Rozna im Brünner Kreis gehört. Im Znaimer Kr. bei Kralitz: Buchdruckerei 1579. — Im Brünner Kr. bei Austerlitz: Kaunitz Grab und (mit Recht) bei Pratze die Schlacht vom 21. December 1805. — Bei Kausniz eine Säule mit den Worten: Joseph II. aderte. — Im Olmützer bei Olmütz: Friedrich II. 1758. — Im Hradischer Kreis bei Komniz: Comenius geb. 1592.

Man sieht, daß überall mit Fleiß die besten Quellen und Hülfsmittel benutzt worden, eine richtige und gefällige Uebersicht, ohne Ueberladung und ohne erhebliche Lücken von Mähren und Oesterreichisch Schlesien zu gewähren. Nur die vor einigen Jahren wieder geschehene Abänderung in den Gränzen des Znaimer und Brünner Kreises, wonach die Gegend von Dürnholz jetzt zum Brünner Kreise gehört, sind dem Verfasser entgangen.

Wer darauf ausgeht, wird außerdem im Detail noch manche andre Mängel finden, deren ich nur einige, zum Beweise meiner Unparteilichkeit, berühren will. Von Altitzsch ein führt die Straße über Hustopetsch nach Kelttsch. Von Walschisch Meseritsch geht sie über Jablunka nach Wsetin, von da über Aultz, Leskowitz, Polanko, Lyschna bis Dberlitz im Thale fort; dann über Liteczko, Przufus und Poletsch nach Klobuk. Von Kelttsch

nach Holleschau geht sie von Wschelowitz über Liboswar und von Bistritz über Bilawsko nach Hliněko. Von Jägerndorf geht sie nicht so grade nach Troppau, sondern weit näher an der Preussischen Gränze weg und springt nur bei Lobenstein allein auf die hier angegebne Linie ein, entfernt sich dann gleich wieder nach Kreuzendorf und geht von da auf Taktar.

Zwischen den 2 Straßen von Troppau nach Fulnek und von Troppau nach Wagstadt läuft noch eine dritte südlich herab von Schwarzen über Jakubowitz, Skrzipan, Hirschdorf, Hochkirch, Turnau, Kantendorf, Seitendorf, Kunewald und Schönau nach Mentitschein.

Von Freudenthal geht die Straße auf die Sternberger Chaussee herab über Rukenzendorf und Kriegsdorf nach Lilendorf.

Unögelassen sind als Märkte: Patischlawitz im Hradischer Kreis, Siwiz im Brünner und Slawitschin im Hradischer Kr.

Folgende Märkte sind nicht als solche in der Charte bezeichner: a) Deblin zur Herrschaft Gurein' b) Mědlau links von Laaz an der Tgla c) Posoriz — alle im Brünner Kr. Buchlowiz im Hrad. Kr. — Krasna und Niemezky im Tglauer Kr. — Predliz bei Wischau im Olmüher Kr. — Zierawiz im Prer. Kr. — Ober-Dannowitz im Znaimer Kreis.

Dagegen sind falsch als Märkte angegeben:
a) Landshut, b) Bistritz an der Schwarza und c) Obrowitz bei Brünn im Brünner Kr. — Zhor's Stranezka im Tgl. Kr.

So sind Drahotasch im Prer. Kreis, Plumenau im Ollmüt. Kr., Olbersdorf und Trepplowitz im Troppauer Kr. schon Städtchen.

Freystadt I im Grad. Kr. hingegen hat das Zeichen einer Stadt bekommen und ist doch nur ein Markt. Göding ist ohne Stadtzeichen gelassen.

Zwittawka gehört zum Ollmüßer und nicht zum Brünner Kreise.

Bei Eichhorn im Brünner Kr. hätte so gut der böhmische Name Witischka Werkka bemerkt werden sollen, wie es anderwärts bei Wiriska Ossowa geschehen ist; um so mehr da es in den Marktverzeichnissen der Kalender (welche der Hr. Verfasser nicht benutzt zu haben scheint) unter dem böhmischen Namen aufgeführt ist.

Doch diese kleinen Mängel und Versehen stehn der Brauchbarkeit im Ganzen nicht im Wege. Sie sind und bleiben unvermeidlich, so lange die Vorarbeiten Andern noch so dürftig ausfallen, wie es immer noch bei Mähren der Fall ist und so lange ein Einziger das leisten soll, was billig das ausschließende Werk einer eignen Gesellschaft seyn sollte.

Ja, es ist wohl schwerlich eher eine möglichst vollkommene Charte von Mähren zu erwarten.

ten, als bis nicht erst die einzelnen Kreis-Char-
ten durch Kenner und fleißige Revision und Berich-
tigung solcher Männer, die ihren Kreis genau
kennen, zu Stande gebracht worden sind.

Es wäre zu wünschen, daß sich für jeden
Kreis Sachkundige, unterstützt durch das Guber-
nium, Kreisamt, die Stände und Dominien, zu
einem Unternehmen dieser Art (nach verabredetem
gleichen Maaßstab, etwa noch einmal so groß als
der Passysche) entschließen möchten.

Der neue Weimarische Special-Atlas viel-
leicht auch nur die Müllerschen Kreiskarten
könnten zum Grunde gelegt und dürften nur mit
sehr genauer Kritik revidirt und überall berichtigt
werden.

Die Abgränzung der Dominien, der Unter-
schied großer und kleiner Dörfer (was bei Militär-
Quartierung von solcher Erheblichkeit ist zu wissen)
könnte angedeutet werden.

Nach der Zahl derer, die geneigt und geschickt
wären, in einem Kreise die Revision für diese und
mehrere andre Gegenstände zu übernehmen, wür-
de der Kreis in so viel Sectionen, mit Einschlag
einer bestimmten Zahl Dominien getheilt und Je-
dem die Bearbeitung seiner Section übertragen.
So könnte in kurzer Zeit etwas sehr Vollendetes
bei vorausgesetzter, umfassender und gründlicher
General-Instruction zu Stande gebracht wer-
den.

An Männern mit den erforderlichen Kennt-
nissen fehlt es in keinem Kreise. Nur ein Gegen-

stand dürfte weniger Liebhaber und Kenner finden und auch an sich nicht geeignet seyn, zerstückelt zu werden — ich meine die Prographie des Landes, deren Bestimmung wegen des Ineinandergreifens des dem Lande eigenthüml. Gebirgs- Systems, mit den Glazer, Schlesischen und Ungarischen Gebirgen ihre eignen Schwierigkeiten haben dürfte. Gern würde ich mein Scherflein beitragen; so weit meine Kräfte reichen.

Schade, daß von dieser Seite Herr von Passy nicht einige Schritte weiter, als seine Vorgänger ging. Theils wäre zu wünschen gewesen

1. daß die großen Abtheilungen, welche die Natur selbst in den Mährischen Gebirgszügen gemacht hat, schärfer wären herausgehoben und benannt worden, entweder nach meinem Versuch im kurzen Abriß der Geographie von Mähren, oder verbessert und noch angemessener. Aber auch die kleinern Abtheilungen, welche bereits Namen haben z. B. die der Kosaken im Preraner Kr. hätten nicht ausgelassen werden sollen.
2. Daß ihre relativen Höhen deutlicher in der Zeichnung unterschieden worden wären.
3. Daß die Regionen des Ur-Übergangs-Flöz- und aufgeschwemmten Gebirges, auch nur ungefähr möchten angegeben worden seyn.

Noch verdienen Hr. von Passy bloß als Zeichner betrachtet, Hr. List als Kupferstecher und wegen des vorzüglichen Papiers und der übrigen, eleganten Ausstattung der Verleger Hr. Haller den ungetheilten Beifall und Dank des ganzen Publikums. Das schmeichelhafte Handschreiben, womit Se. königl. Hoheit der Erzherzog Ferdinand den Verleger, wegen dieses Mähren so sehr zur Ehre gereichenden Unternehmens beehrt haben, ist bekannt. Höchst dieselben gestatten selbst eine Revision und Rectification der Charte von Seiten des Generalstabes.

Der Preis dieser Charte in 4 Blatt ist auf Supra Royal: Velin 18 fl., auf Imperial Velin 20 fl., auf feine Leinwand mit Schuber 25 fl., auf Futteral 27 fl. Exemplare mit Gränz-Illumination kommen 2 fl. höher.

A n d r e.

IV.

Auszüge aus Briefen des Herrn Dekonomen
Köcker an den Herausgeber, mit Anmerkungen des Lektors.

(Fortsetzung).

Fellenbergs Dekonomie.

a) Wiesen und Felder.

Das erste was ich von Herrn Fellenbergs Gründen sah, waren Bewässerungs-Wiesen, wovon der untere Theil flach lag, der übrige Theil sich aber bis zu dem Feldlande gemach in die Höhe zog. Im untern Theile waren Gräben zur Bewässerung u. zum Entwässern gezogen, die mit Wehren versehen waren; im oberen Theile sah man das Wasser an verschiedenen Stellen aus den unterirdischen Wasserleitungen hervorquellen und die umliegende Gegend überrieseln. Die Wiesen hatten ein schönes Grün und gute Gräser und ihren Einrichtungen sah man es schon an, daß sie einem Fellenberg gehörten. Dann kam ich in das Feld, wo zur linken Hand ein Stück Land Schuh tief gepflügt wurde, zur rechten hingegen standen Wasserrüben in parallelen, 2 Schuh weit entfernten Reihen, und so fand ich dann das Feld bis zu dem Hofe auf beiden Seiten theils mit Rüben, theils mit weißen Kohl bestellt, und in weiterer Entfernung vom Wege mit Kartoffeln. Ein Stoppelfeld sah ich nirgends. Ueberall war das Land schon rein von Unkraut nur in einigen Rübenstücken sah ich noch etwas zwischen den Rü-

ben in den Reihen, was durch die Drillinstrumente nicht hatte weggebracht werden können, und woron ich vermuthen mußte, daß es Hrn. Fellenberg nur nicht möglich gewesen war, die dazu erforderlichen Menschenhände zusammen zu bringen. Zwischen den Reihen waren noch deutlich die Stoppeln der Bohnen und des Maises zu sehn; so daß ich mir also gleich Hrn. Fellenbergs doppelte Ernten erklären konnte. Die Rüben standen größtentheils sehr schön und hatten schon so dicke Knollen, daß sie eine reiche Ausbeute versprachen. Der weiße Kohl war nicht vorzüglich, man sah es aber doch hinreichend, daß an der Bearbeitung des Bodens und der Pflege des Kohls nichts war versehen worden. Allenfalls wo ich hinsah, bemerkte ich einen hohen Grad von Kultur, vollkommene Drillwirthschaft und zweckmäßigen Fruchtwechsel. *) Mit innigem Wohlgefallen verweilten meine Blicke, wo ich mich nur hinwenden mochte, auf allem, was ich sah. Alles kündigte einen Fellenberg als Besitzer an, alles machte es gleich in der ersten Stunde, wo ich Hofwyl sah, bei mir zur Ueberzeugung, daß

*) In der That sind 1. möglichste Auflockerung und Bearbeitung des Bodens 2. Fruchtwechsel, 3. Drillwirthschaft oder Reihenpflanzung — die Hauptgrundsätze der Fellenberg'schen Landwirthschaft — aus welchen sich fast alle seine übrigen Methoden ganz natürlich von selbst ergeben. Wer möchte aber wohl jenen Grundsätzen ihre Güte und fast allgemeine Anwendbarkeit auch in andern Ländern absprechen? Welche Reiche, oder Provinzen, oder Kreise oder auch nur einzelne Dominien können sich rühmen, sie auf ähnliche Art zur Haupttrichschnur der ganzen Bewirthschaftung gemacht zu haben, wie es in Hofwyl geschieht?

die guten Nachrichten von Hrn. Fellenberg und seiner Oekonomie gegründet, und nicht übertrieben wären. Die Einrichtung von Fellenbergs Hofraum, die Ordnung der Wirthschaftsgebäude, die Lage und Gestalt des Wohngebäudes, die Gruppirung der sämtlichen Gebäude, und der beim Wohngebäude befindliche niedliche Park — Dieses alles stimmte zum Felderflor in schönster Harmonie. Und einen eben so herzerhebenden Eindruck machte die ganze Lage des Gutes und der dazu gehörigen Gründe auf mich, so wie die nach allen Seiten hin unübertrefflich schöne Aussicht auf die nahe und entfernte umliegende Gegend, die ich späterhin von dem auf Hrn. Fellenbergs Wohngebäude befindlichen Thurme noch vollkommener genoß. Hr. Fellenberg nahm mich mit vieler Höflichkeit auf, und erlaubte mir gern, mich mehrere Tage dort aufzuhalten, um seine ganze Oekonomie und ihre einzelnen Theile in genauem Augenschein nehmen, und ihn über alles, worüber ich von ihm selbst Auskunft zu erhalten wünschte, befragen zu dürfen.

Nur eine kurze Weile konnte ich das Vergnügen haben, mich mit Hrn. Fellenberg zu unterhalten; dann langte ein russischer Minister des Innern in Begleitung von mehreren anderen Herren an, und ich mußte mich wieder von Hrn. Fellenberg trennen. Den Rest des Tages brachte ich noch damit zu, soviel von den Feldern und Wirthschaftsgebäuden zu besehen, wie mir möglich war, und mich bei Hrn. Fellenbergs Leu-

ten, unter welchen ich besonders den Verwalter sehr gefällig fand, nach allen Wirthschaftsverhältnissen zu erkundigen.

In den Feldern und Wiesen machte ich noch folgende Bemerkungen. Ich sah keine in 3 Schuh weiter Entfernung stehenden Kartoffeln. Es waren nicht nur die Kartoffeln-Reihen 3 Schuh weit von einander entfernt; sondern auch die einzelnen Kartoffeln-Büsche. Hr. Fellenberg kann auf die Art die Kartoffeln kreuzweise behäufeln und dadurch wird unstreitig der Boden besser bearbeitet, als wenn man nur der Länge nach die Reihen behäufeln kann; es ist dies jedoch nur beim Gebrauch der Pferdehacken möglich, wenn man, wie Hr. Fellenberg, die Kartoffeln nach der Linie, in welcher alle 3 Schuh weit ein Knoten ist, pflanzt; außerdem würde man beim Querbeshäufeln alle Augenblick auf einen Kartoffelbusch stoßen. Auch die weite Entfernung von 3 Schuhen hat ihr Gutes; die Erde kann um so tiefer aufgelockert und die Kartoffel-Reihe um so höher angehäufelt werden. Hr. Fellenberg setzt aber die Kartoffeln auch darum so weit auseinander, weil er will, daß den nachfolgenden Getreidefrüchten nicht soviel Nahrung durch die Kartoffeln entzogen werden soll. Ich bemerke hierbei jedoch 1. daß das so sehr tiefe Pflügen und Auflockern des Bodens auch nur bei sehr tiefgehenden guten Boden vortheilhaft seyn kann, und daß es doch auch da wohl in den allermeisten Fällen vollkommen hinreicht, wenn man in der Tiefe den

Boden auflockert, wie es Hr. Thaer mit den Drillgeräthen that. 2. Daß gar zu hohe Anhäufeln der Kartoffeln möchte aber auch wohl nicht von so gar großem Nutzen für die Kartoffeln seyn. 3. Hr. Fellenberg hat gleich Thaer 4 Felderwirthschaft d. h. er bauet nach den stark gedüngten Brachfrüchten Sommerweizen mit Klee, benutzt das 3te Jahr das Land mit Klee und bauet in die Kleestoppel Einkorn. *) Nun sah ich aber auf Thaers sandigem Felde, in einem äußerst schlechten Jahre den schönsten Rocken in der Kleestoppel. Hr. Fellenberg hätte also, da sein Boden gewiß besser ist, um so weniger Ursache zu befürchten, daß er durch das dichtere Setzen der Kartoffeln den Boden zu sehr aussaugen möchte. Ich bin fest überzeugt, daß dies eine ganz unndthige Besorgniß ist. 4. Die Kartoffelernte kann bei dieser Pflanzmethode auch bei weitem nicht so ergiebig ausfallen, wie wenn die Kartoffeln Reihen nur 2 Schuh weit von einander entfernt sind, und die Kartoffeln in den Reihen dicht stehn. Hiervon hatte ich auch Gelegenheit mich hinreichend zu überzeugen, da während meiner Anwesenheit zu Hofwyl die Kartoffeln aufgenom-

*) Nach Hofmann in seinem ausführlichen Bericht von Hofwyl in Thaers Annalen December 1808, ist das Fellenbergische Winterkorn Spelz (*Triticum spelta*), den man aber dort Dünkel nennt. Dagegen werde der Thüringische Dünkel (*Triticum monococcum*) dort Einkorn genannt. Meines Wissens ist aber Einkorn der wahre Name für *Triticum monococcum*; so wie Spelz und Dünkel Synonymen von *Triticum spelta* sind.

men wurden. Ich halte es noch für die beste Methode beim Gebrauch der Pferdehacken, die Kartoffeln in 2 Schuh weiten Reihen und in den Reihen dicht zu setzen.

Hrn. Thaers weißer Kohl und Kohlrüben waren in 2 $1\frac{1}{2}$ Schuh weiter Entfernung im Quincunx gesetzt. Diese Entfernung finde ich auch bei dem weißen Kohle der größern Gattung auf guten Boden zweckmäßig, auf sehr guten Boden sind 3 Schuh nicht zu viel Raum für eine Pflanze. Hr. Fellenberg behäufelt den weißen Kohl nicht auf die gewöhnliche Weise, ja er behäufelt ihn gar nicht; im Gegentheil bemerkte ich kleine Gruben um die Kohlpflanzen. In diese Gruben läßt Hr. Fellenberg von Zeit zu Zeit alte Jauche gießen. Die Jauche sollte allerdings von sehr guter Wirkung für den Kohl seyn; übrigens glaube ich, daß die Methode besser ist, wo man die Krautpflanzen gleich den Kartoffeln behäufelt, wenigstens wird so der Boden auf die künftigen Ernten besser zubereitet. Hrns. Fellenbergs weißer Kohl war nicht vorzüglich, was ich aber sehr geneigt bin, mehr dem ungünstigen Jahre, wie der Anbaumethode zuzuschreiben.

Hrns. Fellenbergs Kleefelder waren sehr schön. Der Verwalter sagte mir, daß Hr. Fellenberg in guten Jahren den Klee wohl 6mal gemähet hatte, das vorige Jahr aber nur 3 und 4mal. Hr. Fellenberg läßt den Klee zum Futter für das Vieh, noch ehe er in die Blüthe tritt, mähen. Der zu Heu bestimmte Klee wird

gemähet, wenn er in voller Blüthe steht. Gleich im Frühjahre wird er mit dem Sommerweizen gesät. Hr. Fellenberg hat ihn aber auch wohl unter Wintergetreide im Frühjahre mit gutem Erfolge angebauet, ohne ihn einzueggen oder zu walzen.

Die Wiesen hatten ein gutes Ansehen, ich habe aber dort allenthalben nur gute Wiesen gefunden, und da ich Hrn. Fellenbergs Wiesen nicht vor denen von ihm getroffenen Veränderungen gesehen hatte; so konnte ich nicht beurtheilen, ob sie Hr. Fellenberg wesentlich verbessert hatte, ich bezweifle das aber gar nicht. Hr. Fellenberg mähet die Wiesen zuweilen 4mal, das erstemal wird das Gras grün für das Vieh verfuttert bis der Klee hervorgewachsen ist. In 3 Jahren waren Hrn. Fellenbergs Wiesen nicht beweidet worden; das nach dem letzten Mähen gewachsene Gras hatte den Wiesen zur Düngung dienen müssen. Für dasmal hatte Hr. Fellenberg aber dem Eindringen des Kuhhirten nachgegeben und ich sah seine Rühr 45 St. des schönsten schwersten Viehes, wovon jedes nicht viel unter 10 Et. wiegen mochte, auf den Wiesen.

b) Säemaschine.

Auf ein anderes Feld kam ich, was zum Wintergetreidebau vorbereitet war, und wo gerade mit Hrn. Fellenbergs Säemaschine Einkorn gesät wurde. Die Maschine war äußerst subtil gebaut und gut konstruirt; sie hat zwei Reihen blecherne Luten, durch welche der Samen in die

durch die vorangehenden Hackeisen gezogenen Reihen fällt. In der ersten Reihe sind 2 Tuten, und in der hintersten 3, die 9 Zoll weit von einander entfernt sind. Die beiden vordersten theilen den Raum der 3 hintersten um die Hälfte, so daß die Saatreihen in 4 $1\frac{1}{2}$ Zoll weiter Entfernung von einander zu stehen kommen. Die Maschine säet sehr egal, wie ich das während der Arbeit wahrnehmen konnte, und besonders auch aus dem bereits aufgegangnen Getreide sah, was mit der Maschine gesäet worden war; auch konnten sie 2 Pferde spielend ziehen. Wer jedoch die englischen Säemaschinen kennt, und besonders die, welche der Wallmeister Engelle in Hannover auf Hrn. Thäers Angabe so vortheilhaft verbessert hat, der wird schon leicht aus dieser meiner Beschreibung abnehmen, welche große Vorzüge diese Maschine vor Hrn. Fellenbergs theueren hat. Die englische Säemaschine besäet 4 $1\frac{1}{2}$ Schuh auf einmal, Hr. Fellenberg nur 1 $1\frac{1}{2}$ Schuh. Das mit der englischen Maschine gesäete Getreide kann behäufelt werden, das mit Hrn. Fellenbergs Maschine gesäete nicht; und doch ist das Behäufeln, dadurch entstehende Vertilgung des Unkrauts und Lockerung des Bodens Hauptzweck der Drillkultur. Ersparung des Samens kann auch durch dünneres Säen mit der Hand erreicht werden. Hrn. Fellenbergs Maschine hat also einzig den Vorzug vor der Hand des Säemannes, daß sie das Getreide gleichmäßiger vertheilet und keine Körner zu tief in den Boden kommen. Dies

se Vorzüge möchten aber wohl leicht durch die vermehrte Arbeit und vermehrten Unkosten aufgewogen, wo nicht überwogen werden.

c) Paß auf.

Auf einem andern Felde sah ich in 2 Schuh weiten Reihen gedrückten Winterraps-Samen mit dem Paß auf bearbeiten. Ein Esel zog dieses Instrument ohne große Anstrengung. Ich will ihm nicht alles Verdienst absprechen, ich halte aber statt seiner den 3scharrigen Schaufler für vortheilhafter, und glaube daß dieses Instrument jenes ganz unnütz macht. Der Paß auf kratzt nur in der Oberfläche das Land durch, reißt nur die Unkrautblätter ab, und allenfalls die ganz kleinern und sehr los sitzenden Gewächse aus. Der Dreischarrige Exstirpator hingegen wühlt das Land tiefer um und zerstört auch die Wurzeln der Unkräuter. Zwar geht der kleinen eisernen Egge des Paß auf auch ein Gartenmesser voran, was die Unkräuter abschneiden soll; es kann aber bei weitem nicht, besonders bei ausgehörtem Boden, die Wirkung thun, wie die Reilsförmig in den Boden gehenden Eisen des Exstirpators.

Von der Gestalt des Paß auf weiter unten.

d) Doppelte Ernten.

Es werden in den Schriften über Tellenberg und Hofwyl gelesen haben, daß Hr. Tellenberg doppelte Ernten von seinem Lande zieht. Mehrere äußerten gegen mich, ehe ich auf

die Reise ging, ihr Befremden und ihre Bewunderung darüber und fanden es unbegreiflich; ich erklärte mir die Sache aber leicht aus dem, was ich in Thaer's Einleitung über die Landwirthschaft der Engländer gelesen hatte, und kaum war ich auf Fellenberg's Felder getreten, so überzeugte ich mich davon, daß meine Muthmaßung gegründet sey. Hr. Fellenberg's doppelte Ernten sind nichts Neues; die Engländer hielten sie längst und auf eben die Art. Doch Fellenberg gibt sie auch nicht geradezu für neu aus, und wäre es auch, daß sie bloße Nachahmung wären, so schadet das der guten Sache nicht, wenn sie das wirklich ist.

Auf alle Fälle ist aber wohl von dieser Methode noch nirgends so im Großen und in solcher Ausdehnung Gebrauch gemacht, wie zu Hofwyl.

Fellenberg bauet Saubohnen und Mais im Frühjahr in 2 Schuh weiter Entfernung an. Diese Gewächse bearbeitet er, wenn sie heranwachsen, mit einem Instrumente, was mit geringer Abänderung der 3scharige Erstirpator ist; zu Hofwyl wird es Pferdehacke genannt. Darauf drückt er in der Mitte dieser Reihen Wasserrüben. Eine Ernte machen also die Bohnen und der Mais aus, die 2te die Wasserrüben, die erst recht zu wachsen anfangen, wenn erstere Früchte weggenommen sind. Unter dem Sommergetreide steht bekanntlich der Klee, der nothfalls auch noch im nämlichen Jahre benutzt werden, und also für eine

2te Ernte gelten kann, und unter dem Wintergetraide hatte Fellenberg Möhren angebauet; die also ebenfalls eine 2te Ernte geben. Die unter dem Wintergetraide gewachsenen Möhren waren dasmal aber kaum zu sehen, und bezahlten wohl schwerlich die Aussaat und Arbeit. Ich will darum aber diese Methode gar nicht so ganz verwerfen; sie kann vielleicht in anderen Jahren besser lohnen, und gibt vielleicht bei Mißrathen des Wintergetreides, wo die Möhren mehr Spielraum und Nahrung haben einigen Ersatz. Uebrigens müssen sie wohl auf alle Fälle gleich dem Unkraute, durch Wegnehmung des Raumes und Entziehung des Düngers dem darüber stehenden Getraide schaden.

Den jungen Klee kann man zwar, wie schon gesagt, im ersten Jahre gleich benutzen; gute Birthe thun es aber lieber nicht, um den Klee nicht durch den Nachwuchs zu entkräften, und ihn mehr gegen den Winter zu sichern, und sie bekommen das leicht im künftigen Jahre reichlich wieder, was sie das Jahr verlieren; auf alle Fälle aber ist der Verlust dabei gering.

Was die Wasserrüben zwischen Saubohnen und dem Türkenweizen anbelangt, so gilt von ihnen ohngefähr eben das, wie bei den Möhren unter dem Wintergetraide. Auch sie entziehen gewiß einen Theil, sowohl der atmosphärischen wie der in der Erde befindlichen Düngung den erstern Früchten und den nachfolgenden Saaten. Und hier kommt hauptsächlich noch hinzu, daß der Boden bei dies

ser Methode bei weitem nicht so gut gelockert, und der atmosphärischen Düngung ausgesetzt wird, wie bei dem Gebrauche der eigentlichen Pferdehacke oder dem Kartoffeln = Pfluge mit doppeltem Streichbrette. Ueberhaupt kommt bei dem Weizen mit dem Lande und dabei, daß man recht viel auf das Land bringt, gar nichts heraus. Uebrigens widerhole ich es hier, Fellenbergs zwischen den Bohnen angebaute Wasserrüben versprochen großentheils noch eine gute Ausbeute. Und allen Leuten, die kein Fleckchen Landes können leer stehen sehen, rathe ich zu dieser doppelten Ernte; sie gewinnen wenigstens scheinbar, und haben das durch Freude.

Einen Tag hatte ich nun mit diesen Untersuchungen und Bemerkungen zu Hofwyl beendigt. Abends kehrte ich in mein Wirthshaus zurück, wo ich zwei sehr gebildete junge russische Grafen antraf, die in eben der Absicht wie ich nach Hofwyl kamen und mit denen ich mich recht angenehm über Oekonomie unterhalten konnte. Den folgenden Tag früh nach eingenommenen Frühstück ging ich wieder nach Hofwyl und setzte meine Beobachtungen fort.

e) Stallungen, Miststätte, Tauche.

Hrn. Fellenbergs Wirthschafts = Gebäude sind gut eingerichtet, unterscheiden sich jedoch nicht sehr von den Landüblichen. Fellenberg hat sie nicht bauen lassen, er übernahm sie mit beim Kaufe des Gutes, nur einige Abänderungen sind Fellenbergs Werk. Die Stallungen gehn der

Quere nach durch die Gebäude. Das Vieh steht in 2 Reihen. Zwischen diesen geht in der Mitte ein Futtergang durch. Der Boden ist mit Ziegeln steinen gut ausgepflastert, und hinter dem Viehe befindet sich eine ausgemauerte Abzugsrinne für die Jauche. Hier ist die Vorkehrung getroffen, daß die Rinne verstopft werden kann und die Jauche darin stehen bleiben muß, ferner daß man kaltes Wasser hinein lassen kann. Es soll nämlich ein Bauer in der Schweiz die Entdeckung gemacht haben, daß der Harn um so eher in Gährung übergeht, wenn er gleich, so wie er vom Viehe kömmt, in kaltes Wasser fällt. Der Bauer soll dafür von der Regierung ansehnlich belohnt worden seyn, und Fellenberg will nun auch von dieser Entdeckung Gebrauch machen. Es ist daher den Viehgeßenden anbefohlen worden, die Jauchens - Rinne alle Tage 2mal zur Hälfte mit kaltem Wasser anzulassen, und dieses dann mit der von Zeit zu Zeit hinzuströmenden Jauche einen halben Tag stehen zu lassen. Ob diese Vorschrift aber auch befolgt wird, wenn Fellenberg nicht selbst dabei steht, wird sich jeder leicht selbst beantworten können. — Um die Stallungen her sind eine Menge Jauchegruben angebracht. Die Menge derselben ist theils nothwendig, weil die Stallungen sehr getheilt sind, und dann hat sie den Zweck: theils die Jauche in verschiednem Grade der Gaare haben, und theils in mehreren allerlei Versuche anstellen zu können. Auch bei jeder Miststätte befindet sich eine Jauchengrube

be mit einer Pumpe, in welchen sich die aus dem Düngerhaufen ablaufende Fauche sammelt. Aus einem großen Theil dieser Gruben kann die Fauche in eine einzige große abgelassen werden, darum wird sie mit Wasser verdünnt und dann durch Kanäle auf einen Theil der Wiesen gelassen. Unverdünnte Fauche wird nur nach jedesmaligem Schnitte auf die Kleefelder gefahren, und zum Begießen des weißen Kohls und der Stodrüben gebraucht. Die Fauchengruben sind meistens mit Ziegelsteinen ausgemauert, theils mit hölzernen Bohlen ausgefüttert, hinter welchen Letten festgestampft worden ist. Fellenberg glaubt die Bemerkung gemacht zu haben, daß die Fauche in den hölzernen Behältern eher in Gährung übergeht, wie in den steinernen.

Die Miststätten sind erst mit Letten gut ausgestampft und dann mit Ziegelsteinen ausgemauert, so daß sie nach der Mitte hin, etwas erhaben sind. Der Mist wird nach der dort im Lande gewöhnlichen guten Weise behandelt, u. in schönen viereckigten Haufen aufgeführt. Alle Stallungen, auch die des Vorsten = Viehes sind mit der größten Sorgfalt ausgemauert, so daß keine Fauche in den Boden ziehen kann.

f) Keller = Küch = und andre Gebäude.

Kellerraum zur Aufbewahrung der Brachfrüchte gibt es in Ueberfluß, die Keller sind größtentheils erst von Hrn. Fellenberg von den aus dem Feldlande ausgeachteten Steinen erbauet. Sie sind alle gewölbt und ganz vorzüglich gut gebau-

et. Der Käsekeller ist mit Fleiß dunkel und etwas feucht eingerichtet. Der Milchkeller hingegen ist schön hell und im Boden mit Rinnen versehen, durch welche man fließendes Wasser laufen lassen kann, um bei zu großer Sommerhitze die Milch in Gefäßen zur Abkühlung hineinzusetzen. Ueber dem Milchkeller befindet sich die Küche, worin der Käse gemacht, und die Kartoffeln in Dampfmaschinen für das Vieh gekocht werden. Auch ist dort ein Herd zum Kochen der Rumfordischen Suppe angebracht. In eben dem Gebäude neben dieser Küche, aber durch eine Wand davon abgesondert, befindet sich die Rademacher-Werkstatt und eine Remise für verschiedene Ackergeräthe. In eben dem Gebäude, worin sich die Pferde- und Ochsenstallungen befinden, ist auch an einem Ende eine Küche und das Wohn- und Speisezimmer für das Gesinde angebracht. Ein anderes Gebäude enthält ebenfalls allerlei Ackergeräthe und Modelle, Viehstallungen und zu gleicher Zeit die Werkstatt für die Schmiede. Ein 4tes Gebäude ist bloß für das dort befindliche Erziehungs-Institut, für die dabei angestellten Lehrer und die Zöglinge bestimmt, enthält zu ebener Erde Waschkammer und oben die Wohnzimmer der Lehrer und Zöglinge und die Lehrzimmer.

Hrn. Fellenbergs Wohngebäude ist in neuerem Geschmack gebaut, 2 Stockwerke hoch und enthält hinreichend gut eingerichtete Zimmer, um eine gute Anzahl junger Dekonomen aufnehmen zu können; es wurde mit von den Theilnehmern des

ökonomischen Instituts bewohnt. Die Gebäude sind theils mit Ziegeln und theils mit Schindeln gedeckt. Es befinden sich auf allen Gebäuden Blitzableiter, die dort auch wohl wegen der häufigen und starken Gewitter um so notwendiger sind.

g) Ackergeräthe.

An den Wägen habe ich nichts bemerkt, wodurch sie sich von den dort gewöhnlichen unterscheiden hätten. Einen zweirädrigen Karren sah ich, der zu Erdefahren und dem Einfahren von Kohl und Rüben bestimmt war, ebenfalls war von ganz gewöhnlicher Art.

1. Pflüge.

Der von Fellenberg gebrauchte Pflug ist ganz der gewöhnliche Aargauer Pflug, nur stärker und größer um in der Tiefe von 1 $\frac{1}{2}$ — 2 Schuh pflügen zu können; dann sind auch 2 Kolter dabei angebracht, so daß das eine einen Schuh weit vor dem andern hergeht, wogegen bei dem gewöhnlichen Aargauer Pfluge nur eines ist.

Der Pflug hat ein Lanzetförmiges 15 Zoll langes und hinten 4 Zoll breites Schaar; welches sich mit der Spitze etwas nach dem Boden senkt. In steinigtem Boden ist ein solches Schaar einem breiten flachen vorzuziehen, es arbeitet sich eher durch die Steine durch ohne zu zerbrechen oder Aufenthalt zu bekommen, es schiebt die Steine leichter auf die Seite oder hebt sie auf. Für gutes von Steinen reines Land finde ich den Bau dieses Schaars sehr schlecht, indem es die Erde

nur durchwählen, nicht aber eine ordentliche Furche abschneiden kann; auch steht es in schlechter Verbindung mit dem Streichbrette. Das Streichbrett ist von Holz, in den Ecken mit Eisenblech beschlagen, vorn ist ein kleiner eiserner Hacken dabei angebracht, mit welchen es eingehakt werden kann und hinten hat es einen eisernen Bügel, womit es an den Pflugbaum lehnt. Wenn man mit dem Pfluge umkehrt, kann man es abnehmen, und auf die andre Seite stecken und dann an der nämlichen Furche wieder hinauf fahren; das Streichbrett ist gerade und hat besonders den Fehler, daß es nach unten weiter absteht, wie noch oben, also die Furchen nicht gut umlegt.

Den Nutzen des doppelten Kolters auf die Art angebracht sehe ich nicht ein, es kann nur den Zug erschweren aber nichts nützen. Die ganze Struktur des Pfluges hat mir gar nicht gefallen. Ich sah damit reichlich 1 $\frac{1}{2}$ Schuh tief pflügen; allein dies kostete zehn von Fellenbergs sehr starken Pferden große Anstrengung und zwei Menschen hatten ihre Last, den Pflug zu dirigiren. Es mußte alle Augenblick still gehalten werden, damit sich die Pferde verschrauben konnten; es wurden aber auch breite Furchen gewonnen und Str. schwere und noch schwerere Steine ausgepflügt. Bei den Pferden waren, wie leicht zu erachten, 3 Menschen erforderlich.

Außer diesem Pfluge sah ich auch noch einen Schmalschen von Hrn. Fellenberg ver-

änderten Pflug, der aber nicht gebraucht wurde. Fellenberg hatte das Streichbrett so gießen lassen, daß es hinten nicht so weit abstand wie bei dem gewöhnlichen Schmalfchen Pfluge; er hatte sich große Vortheile von dieser Abänderung versprochen, der Erfolg hatte das aber nicht bestätigt. Hr. Fellenberg behauptete, daß in der Schmelze ein Fehler begangen wäre; versprach sich aber glücklichen Erfolg von einem andern Pfluge, den er gießen ließ.

Zum Anhäufeln der Kartoffeln war ein äußerst schwerer Pflug mit doppeltem gegossenen Streichbrette da. Die Enden der Streichbretter standen 3 Schuh weit von einander ab. Der Bau war schlecht, jedoch muß sich doch damit anhäufeln lassen; aber unter 6 der stärksten Pferde bringen die plumpe Maschine gewiß nicht fort. Er ist eine Nachahmung von dem doppelten beweglichen Streichbretts = Pfluge.

2. E g g e n.

Ich sah zerlei Eggen. Eine war sehr schwer, sie maß 5 Schuh im Quadrat, hatte 6 schwere Balken und in jedem Balken 3 einen Zoll dicke und 9 Zoll lange eiserne Nägel in der Entfernung von 7 Zoll, die sich unter einem Winkel von 85 Grad gegen die Erde neigten. Eine andre hielt nur 4 $1\frac{1}{2}$ Schuh ins Gevierte; hatte aber auch 6 jedoch leichtere Balken, und in jedem 9 eiserne Nägel in 6 Zoll weiter Entfernung.

Eine 3te war von eben der Größe und Beschaffenheit, hatte jedoch nur hölzerne Nägel und war in 9 Zoll weiter Entfernung.

3. W a l z e n.

Walzen sah ich von 2erlei Gattung, steinerne und hölzerne; eine steinerne von 5 Schuh Länge und 12 Schuh Durchmesser, eine andre solche von 4 $1\frac{1}{2}$ Schuh lang und 2 Schuh 9 Zoll Durchmesser. 4 Pferde sollen nur dazu erforderlich seyn, ich denke aber, die werden ihre liebe Noth haben. —

1 hölzerne Walze aus einem Blocke von 5 $1\frac{1}{2}$ Schuh Länge und 1 Schuh 6 Zoll Durchmesser, und eine andre solche von 5 Schuh 4 Zoll Länge und 1 Schuh 8 Zoll Durchmesser.

4. P a ß a u f.

Der Paßauf ist eine kleine dreieckigte feststehende eiserne Egge, welcher ein 1. Schuh langes und 3 Zoll breites quer sitzendes Gartenmesser, welches beinah ganz flach liegt, und sich nur ganz wenig nach vorn hin senkt, vorhergeht. Der kleine Rechen der in 3 Reihen 9 oder 6" in 5 Zoll weiter Entfernung sitzende ganz perpendikulär stehende 5 Zoll lange Nägel hat, rechet das durch, was das Gartenmesser abgeschnitten hat.

5. P f e r d e h a c k e.

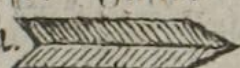
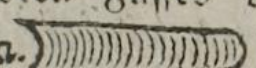
Dieses Instrument wird zum Anhäufeln der Bohnen, des Kukuruz, der Rüben und ähnlicher Gewächse gebraucht, die nur flach angehäufelt werden sollen. Es hat gleich den durch Thaer bekannten 3füßigen Exstirpator auch 3 Füße in 2 Reihen, nämlich in der vordersten Reihe einen und in der hintersten 2, nur mit dem Unterschiede, daß die Füße von gegossenem Eisen und et-

was anders gestaltet sind, besonders das vorderste, welches $1\frac{1}{2}$ mal breiter ist wie die beiden hintersten. Die Eisen sind nämlich mehr gewölbt; diese Wölbung läuft bis zu der Mitte des Eisens nach vorn hin gleichmäßig unter parallelen Linien fort, dann ist das Stück bis zu dem höchsten End- = Punkte der Wölbung abgeschnitten, so daß es eine zugerundete elliptische Endigung hat. Ferner befinden sich über den Füßen Eisenbleche, die an dem Stiele des Fußes schräg hinauf gehen, und es befördern, daß die Erde besser in Furchen gelegt wird. Daß das vorderste oder mittelfte Eisen größer ist, wie die beiden zur Seite, ist zu dem Zwecke, den das Instrument hat, sehr passend; es wirft von beiden Seiten die Erde denen Eisen zur Seite zu, und diese legen sie um so besser an die Pflanzenreihen.

6. Andre Erstirpatoiren.

Hr. Fellenberg hat nun noch mehrerlei Erstirpatoiren mit verschiedener Anzahl von Füßen, mit einer und mit 2 Reihen Füßen; sie unterscheiden sich aber im Wesentlichen nur darin von einander, daß sie schwerer oder leichter, größer oder kleiner, länger oder kürzer sind. Bei dem Erstirpator mit 2 Reihen Füßen hat Fellenberg die gute Abänderung getroffen, daß die beiden Balken, worin die Füße sitzen, nicht, wie gewöhnlich, durch die Querbölzer unbeweglich befestigt, sondern durch Gelenke mit einander verbunden sind; so daß sie bewegt und der eine Balken mit seinen Füßen tiefer oder höher gestellt werden

kann, wie der andre. Zu dem Ende ist eine Querstange mit einer Schraube angebracht; zieht man diese Stange durch die Schraube an, so geht der vordere Balken mit seinen Füßen tiefer hinunter. Die Füße aller Exstirpatores sind also, wie schon gesagt, der Form nach, die Größe ausgenommen, unter sich gleich. Doch gibt es 2erlei Sorten von Füßen. Die eine Sorte gleicht ganz den schon beschriebenen der Pferdehacke, nur daß sie bei jedem Instrumente alle von einer Größe sind, sie sind gewölbmäßig nach oben hin gerundet. Die andre Sorte gleicht einem ausgehöhlten zedigten Prisma, was aber auch von der Mitte der beiden Endlinien bis zu dem vorderen Endpunkte der obersten Linie abgeschnitten ist, so daß es spizig zuläuft, und die Durchschnittsfläche, der Durchschnittsfläche eines Kegels gleicht.

1. Form dieses Fußes ohne darüber befindlichen Eisenblech;  a hinten b vorn. 2. Form des gewölbten Fußes ohne darüber befindlichen Eisenblech  a und b desgl.

Vielleicht versteht man meine Beschreibung nicht ganz, ich kann sie aber nicht deutlicher machen. Zur Beruhigung für diejenigen, die sie deutlicher wünschen, kann ich sagen, daß wahrscheinlich bald eine ausführliche Anleitung und Beschreibung aller Fellenbergischen Ackergeräthe von ihm selbst im Drucke erscheinen wird.

Fellenberg glaubt durch die Veränderung der Füße große Verbesserungen bei den Instrumenten angebracht zu haben; ich will nun freimüthig

erklären, ob und in wie weit ich auch der Meinung bin.

Mir selbst entging nach gemachter Bekanntschaft mit den sämmtlichen zur Drillkultur erforderlichen Ackergeräthen der Gedanke lange nicht, daß damit nützliche Abänderungen und somit Verbesserungen möchten vorgenommen werden können. Sehr natürlich war es, wenn auch Tellenberg auf diesen Gedanken verfiel, und viel Ehre macht es ihm, daß er nicht lange anstand, in dieser Hinsicht Versuche anzustellen. Von einigen Versuchen hätte er sich jedoch den minder erwünschten Erfolg voraussagen, und sie sicher unterlassen können, wenn er mehr Rücksicht auf die Regeln der Mechanik genommen hätte. Welchen Zweck können längere oder kürzere, breitere und schmälere, mehr oder weniger Füße haben? Entweder Erleichterung der Arbeit; oder Beschleunigung der Arbeit; oder tieferes Eindringen der Füße in den Boden; oder überhaupt bessere Bearbeitung des Bodens; oder höheres Aufwerfen von Furchen und größeres Furchenziehen. Die erste zweite und vierte Eigenschaft sollten soviel möglich sich in einem Instrumente vereinigen; und je mehr sie das thun, um so vollkommener ist das Instrument. Das tiefe Eindringen der Füße in den Boden ist oft unnöthig, und dann sogar schädlich, indem es den Zug erschwert; diese Eigenschaft braucht ein Instrument nicht immer zu haben.

Die Furchen höher aufzuwerfen, dieses ist in sofern eine gute Eigenschaft eines Instruments,

als dadurch mehr Oberfläche des Bodens der Einwirkung der Atmosphäre ausgesetzt wird.

Das weitere oder engere Furchenziehen kann wohl nur vom Nutzen seyn, wenn man in die Furchen säen will, und die Saat in weiteren oder dichteren Reihen stehen soll. Zum letzten Zweck gebraucht J. keinen Erstirpator indem er Säemaschinen hat.

Fellenberg hat nun folgende Arten von Erstirpatoren.

Nro. 1.

Mit 3 Eisen in 2 Balken, im vordersten eines im hintersten 2. Sie sind gewölbt, jedes 6 Zoll breit und 15 Zoll lang. Soll das Instrument als Pferdehacke gebraucht werden, dann wird das vorderste Eisen weggethan und dafür ein 10 Zoll breites eingeschraubt. In erster Form wird es zur Zerstörung des Unkrauts zwischen den 2 Schuh weiten Reihen gebraucht.

Nro. 2.

Mit 5 Eisen oder Füßen, wovon im vordersten Balken 2 und im hintersten 3 sind. Sie sind denen von Nro. 1 gleich. Es dient zur Zerstörung des Unkrauts zwischen den 3 Schuh weiten Reihen.

Nro. 3.

Hat 9 Füße von eben der Form und Größe, vorn 4 und hinten 5. Es dient zur Zerstörung des Unkrauts auf dem Kartoffellande, welches kurz vorher, ehe die Kartoffeln keimen, damit

überzogen wird. Es bearbeitet in einem Zuge 4 $\frac{1}{2}$ Schuh breit.

Nro. 4.

Hat 11 Füße in 2 Reihen vorn 5 und hinten 6. Sie haben die Form wie die vorhergehenden, nur daß sie 8 Zoll breit und 1 Schuh 8 Zoll lang sind. Es bearbeitet einen Raum von 7 Schuh 4 Zoll. Kann nur etwa den Zweck haben wie Nro. 3.

Nro. 5.

Hat 13 Füße, vorn 6 und hinten 7; ich habe mir ihre Form und Größe nicht bemerkt. Ist sie denen von Nro. 4 gleich, so bearbeitet dieser Erstirpator einen Raum von 8 Schuh 3 Zoll.

Nro. 6.

Hat nur in einer Reihe 6 Füße. Sie sind einen Schuh 4 Zoll lang und $\frac{1}{2}$ Schuh breit. Diese Füße sind von der prismatischen Art, haben 2 ebene Seiten, die nach oben hin dachförmig zulaufen und sich noch vorn in eine Spitze endigen. Dieser Erstirpator bearbeitet einen Raum von 5 Schuh, es bleibt also zwischen den Füßen immer so viel Land unberührt liegen, wie von demselben umgewühlt wird, also die Hälfte.

Nro. 7.

Hat ebenfalls 6 Füße, aber von der gewölbten Art, und die nur 15 Zoll lang und 4 Zoll breit sind. Es wird damit eine Breite von 4 Schuhen bearbeitet. Auf jedem Striche woher das Instrument geht, bleibt also wieder die Hälfte unberührt liegen.

Ueber sämmtlichen Füßen der Zellenberg-
schen Erstirpatores befinden sich Eisenbleche, die
den Fuß bis auf einen kleinen Rand umschließen
und bis an den Balken hinauf gehen, in welchem
die sämmtlichen Füße befestiget sind; so daß sie
dann gleichsam 3fache, 6fache u. s. w. Pflüge mit
doppelten Streichbrettern oder Behäufel-Instrumente
(Pferdehacken) bilden. Zellenberg glaubt be-
sonders durch diese Einrichtung den Instrumenten
mehr Vollkommenheit gegeben zu haben; er behaup-
tet, daß sie auf diese Art leichter gezogen werden
könnten, als wenn die Eisenbleche fehlen, indem so
keine Erde auf die Füße legen und mit fortge-
schleppt werden kann, sondern von dem Eisenbleche
bloß zur Seite geschoben wird. Hr. Z. irrte hier-
in aber gar sehr, und im Gegentheil hat er den
Zug des Instrumentes dadurch sehr verschwert.
Denn fürs erste ist es ein Irrthum, daß die Er-
de auf den Füßen liegen bleibt und mit wegge-
schleppt wird. Fürs zweite aber, wenn das auch
wirklich wäre, so ist die dadurch entstehende Last
weit geringer, wie die durch die Eisenbleche ent-
stehende; denn die Eisenbleche machen das Instru-
ment beträchtlich schwerer. 3tens leistet die Erde
zwischen den mit Eisenblech überzogenen Füßen,
weit mehr Widerstand, und wird weit eher mit
weggeschleppt, als bei denen, wo die Erde über
den Füßen ganz frei zwischen den Stangen durch-
gehn kann, woran die Füße befestiget sind. Auch
durchschneidet die kolterähnliche Stange den Bo-
den weit leichter, wie das keilsförmige Eisenblech.

Dagegen bearbeiten allerdings Jellenbergs Instrumente den Boden besser, und sind besonders vorzüglich; wenn sie statt des gewöhnlichen Pfluges zur Lockerung und Durchlüftung des Bodens gebraucht werden. Qua Exstirpatores würde ich aber nie die Eisenbleche darüber machen lassen.

Was die prismatische Form der Füße, die sich in eine dreieckigte Spitze endigt, und die gewölbte Form die sich in eine geründete Spitze endigt, anlangt; so ist erstere vorzüglich, weil das Instrument nach den Regeln der Mechanik weniger Kraftaufwand erfordert; letztere aber, weil sie die aufgepflügte Erde in kleinere Partikeln zertheilt und somit das Unkraut besser zerstört. Erstere Form würde ich also für die Instrumente wählen, die ich bloß statt des gewöhnlichen Pfluges gebrauchen wollte, letztere hingegen für die Exstirpatoren.

Was die schmäleren oder breiteren Füße anlangt, machen die wohl in Absicht des Kraftaufwandes, wenn die Form nur verhältnißmäßig ist, weiter keinen Unterschied, als daß bei ersteren die Last auf mehrere Punkte vertheilt wird, die bei letzteren auf wenigen zusammengehäuft ist. Der erforderliche Kraftaufwand muß aber um so geringer seyn, um je geringer die Breite der Füße in Verhältniß zu der Länge und der Zusründung oder Zuspizung ist. Hr. J. scheint diesen Grundsatz benutzt zu haben, denn die Füße seiner Instrumente haben eine beträchtliche Länge; es ist aber auch nur Schein, denn wie ich schon

gesagt habe, bis zur Hälfte laufen die beiden Seitenlinien der Füße parallel fort; nur erst dann fangen sie an, sich zu runden oder zu spitzen.

In Absicht der Durchläftung des Bodens kann die mehrere oder mindere Breite der Füße wenn sie verhältnißmäßig ist, auch keinen Unterschied machen; denn wenn die aufgeworfenen Furchen kleiner sind, so sind auch deren um so mehr. Ich weiß daher nicht, wozu Hr. F. Instrumente, Füße von verschiedener Breite haben. Daß F. Erstirpatoren Füße von gegossenem Eisen haben, ist in sofern ein Vorzug, als sie dadurch wohlfeiler kommen und dauerhafter sind; aber auch ein Nachtheil, weil sie dadurch schwerer werden.

In Absicht der längeren Brauchbarkeit glaubt F. dem Instrumente besonders dadurch mehr Vollkommenheit gegeben zu haben, daß er die Eisen in der Art hoch gewölbt, und die beiden Endlinien bis zur Hälfte hat parallel zulaufen und dann die beiden Seitenstücke bis zum vordersten obersten Endpunkte abschneiden, ferner die Eisen so in den Balken stellen lassen, daß nur die vordere abgeschnittene, zugerundete Hälfte flach auf dem Boden, und also die andere Hälfte hinten aufsteht und mit ihren beiden Endlinien den Boden nicht berührt.

Fellenberg glaubt, auf diese Art würden sich die Füße immer gleichmäßig nach hinten hin wegschleifen und so bis zu ihrer gänzlichen Abnutzung die nämliche Form behalten, die die vordere

Hälfte hat; allein die Erfahrung wird Hrn. Fellenberg schon eines andern belehren. Denn so wie er das Instrument tiefer oder flacher stellt, verliert sich ja der horizontale Gang und senkt sich die Spitze mehr oder weniger nach unten; auch leidet ja immer die Spitze am meisten und entsteht schon dadurch eine ungleiche Wegschleifung. Es sey aber, daß die Wegschleifung nach Fellenbergs Willen erfolgt, nun so wird er doch sehr oft die Eisenbleche umändern und anders aufsetzen lassen müssen, und der Zug wird durch die immer mehr perpendikuläre Stellung des Bleches auch immer mehr erschwert werden.

Was den Punkt anlangt, ob ein Instrument mehr oder weniger Füße haben soll; so muß man sich damit nach der mehreren oder mindere Ebene des Bodens richten. Wo die Füße nicht fassen würden, weil Vertiefungen oder Erhabenheiten im Boden sind, muß man Instrumente mit weniger Füßen gebrauchen. Dann kann es auch oft von Nutzen seyn, wenn man Instrumente für 1, 2, 3, 4, 5, 6 Pferde hat und bestimmt auch dieser Grund dann die Anzahl der Füße.

Instrumente mit einer Reihe Füßen können nur vom Nutzen seyn, wenn man sie gebrauchen will, um Saatsfurchen damit zu ziehen. Fellenberg gebraucht sie dazu nicht, und ich weiß daher nicht wozu er sie hat. Ueberhaupt würde ich nie Instrumente haben, um Saatsfurchen damit zu ziehen; denn sie können doch nur zur breitwürfigen Saat gebraucht werden, und haben

bloß den Nutzen, daß die Körner in bestimmterer Tiefe zu liegen kommen; dieser Vorzug möchte aber wohl kaum den Nachtheil aufheben, der durch die verdoppelte Arbeit des Egens entsteht. *)

*) So wie diese Kritik auf der einen Seite die Kenntnisse des Hrn. Verfassers und besonders das bezeugt, daß er kein blinder Anstauer alles dessen war, was er in Hofwyl sah; wie sie gewiß in vielen denkenden Landwirthren neue Ideen über diesen wichtigen Gegenstand aufregen wird; so wird auch das Urtheil eines andern Beobachters zur Vergleichung nicht unwillkommen seyn. Der Verfasser der Briefe über die Fellenberg'sche Landwirthschaft (Zürch 1803) sagt S. 81c.

„Nicht bloß zweierlei Pferdehacken sind in Hofwyl anzutreffen und zu erhalten; sondern für eines jeden Bedürfnis und nach eines Jeden Gespann, bestehe es nun aus einem Esel, oder aus 4 Pferden, ist gesorgt. Es gibt daher eine 3-, 5-, 6-, 7-, 9-, 12-, und 13füßige Pferdehacke, eine ein- und doppelreihige, mit runden oder spitzigen Füßen, und diese von verschiedener Breite von 4—8 Zoll nämlich nach der größeren oder geringeren Ausdehnung des Gutes, nach der Härte und Festigkeit des Bodens, der mehr oder minder kultivirten Oberfläche u. s. w. Die Arbeitersparnis aber, die bei jeder Pferdehacke gewonnen wird, ohne Rücksicht der Verbesserung des Bodens, macht diese sehr bald bezahlt. Thier rechnet vielleicht noch zu wenig, daß man durch Hülfe der Pferdehackenarbeit auf 5 Pferde eines und in lockerem Boden auf 6 Pferde 2 in einer Wirthschaft ersparen könne. Eben so berechnet er die Wirkung derselben, daß 12 Morgen Landes füglich in einem Tage damit bearbeitet werden können. Es ist übrigens wegen der großen Vollkommenheit dieser Ackergeräthe zu wünschen, daß, nachdem sie keiner wesentlichen Veränderung mehr unterliegen können, Hr. Fellenberg dem Landwirthschaftlichen Publikum eine Preis-Note über seine sämtlichen Instrumente und Maschinen nach ihrer mannigfaltigen Zusammensetzung und Verschiedenheit bekannt mache, und dabei nur zur leichtern Auswahl die Beschaffenheit des Grund und Bodens, für welchen das eine oder andere Geräthe anzuwenden ist, anführe, und auch bemerke, wie viel und welche Geräthe nach der Ausdehnung des Gutes nothwendig seyen.

„Der Pferdehackenfuß des Hrn. Fellenberg ist von der Beschaffenheit und Einrichtung, daß er eine eigene Erfindung genannt werden kann. Der hohe, hohle Rist der Füße verbindet alle mögliche Vortheile für die Kultur des Bodens und für die Oekonomische Benützung, d. h. Dauer desselben; die Schraube des Eisens, woran der

7. Kleemaschinen.

Zu denen zu Hofwyl befindlichen Maschinen gehören noch eine Kleesäe = Maschine und eine Kleesamen reinigungs = Maschine. Diese beiden letztern, so wie die schon erwähnte

Fuß befestiget ist, kann nie in den Boden greifen und daher nachtheilig wirken oder Schaden nehmen. Das Verhältniß der obern Linie des Fußes mit dem untern und die Form der beiden Seitenflächen bewirkt nicht nur den gehörigen Einzug in den Boden, sondern macht auch, daß wie sich der Fuß vorne abnutzt, er sich von selbst wieder anspitzt und schärft, und daß durch die in der Hälfte der Länge des Fußes gebrochene, und im gehörigen Winkel zur obern Linie des Fußes stehende untere Fläche, immer rückwärts so viel zur gleichen Wirkung des Fußes zunächst, als vorne sich abstößt; so daß also in ökonomischer Hinsicht der Dauer und langen Benutzung, der Fuß bis auf das kleine Stück Eisen, worin die Stange befestigt ist, gebraucht werden kann. Die Form begünstiget das Eindringen des Fußes auf willkürliche Tiefe und die Konstruktion desselben, nämlich die Anfertigung der runden oder spitzigen Füße und ihre Zusammensetzung in das Gestell befördert die Erreichung der verschiedenartigsten Zwecke, um entweder das Erdreich bloß aufzuschürfen und das Unkraut abzuschneiden, oder tief aufzulockern oder beides zugleich zu vollführen. Prüft und vergleicht man dann die verschiedene Zusammensetzung der Pferdehacken selbst bald, in reihige, bald in doppelreihige, mit bloß runden oder spitzigen Füßen oder beiden zugleich, bald mit Schaareisen oder mit Dreizacken verbunden, die verschiedene Distanz der Füße, in die sie nach verschiedenen Zwecken und bei verschiedenen Boden eingesetzt werden; so wird jeder unpartheißche und praktische Landwirth, der die Operation und Einwirkung beider Pferdehackenfüße, nämlich der Englischen und der Fellenbergischen, vergleicht, gestehen müssen; daß die Engländer in der Vervollkommnung ihrer Erfindung, und in der praktischen Anwendung auf die Verschiedenheit des Bodens und der zu erreichenden Zwecke sehr weit zurück geblieben sind, daß die Pferdehacken in Hofwyl sehr wesentlich und vortheilhaft von den Englischen verschieden sind, und daß dieselben mit dem geringsten Aufwand an Kraft und Zeit die vielfältigsten Zwecke vereinigen, welches bei so unzähligen Wiederholungen, als die Geschäfte des Ackerbaus in einem Lande erfordern, von der größten Wichtigkeit ist: daß so nach die Engländer und alle Landwirth von den Geräthschaften in Hofwyl noch vieles zu lernen haben.“

D. S.

Getreidesämaschine, sah ich erst einzig zu Hofswyl und mögen sie ganz Fellenbergs Erfindung seyn, was ihm dann viel Ehre macht.

Die Kleesämaschine hatte Fellenberg selbst noch nicht versucht; es ist aber keinem Zweifel unterworfen, daß sie ihrem Zweck, egal zu säen und selbst bei windigem Wetter egal zu säen, vollkommen erfüllen wird. Sie besteht aus einer 4 Schuh langen und neun Zoll im Durchmesser haltenden blechernen Büchse mit 2 Zoll weiten von einander entfernten, hervorstehenden Rippen, in deren Mitte sich in der Entfernung von 3 Zoll kleine Löcher befinden, durch welche der Saamen fällt. Diese Büchse wird ihrer Länge nach horizontal liegend vermittelst 2 zwei Schuh hohen kleinen Rädern durch einen Menschen über das Land gezogen. Sollte sie noch zu viel Saamen austreuen, so braucht man nur einige Löcher zu verstopfen, und im entgegenstehenden Fall noch einige Löcher hinzuzufügen.

Die Kleesamen-Reinigungs-Maschine. Der Samen wird darauf zwischen 2 Tüchern gerieben, und sie von dem Samen der *Cuscuta europea*, einer dem Klee sehr schädlichen Schmarotzer-Pflanze gereinigt. Soviel ich von Hrn. Fellenberg gehört habe, wird aber auch nur dieser Unkraut Samen, der wegen seiner Rauigkeit an dem Tuche hängen bleibt, von dem Klee abgesondert, und also ist auch nur da die Maschine vom Nutzen, wo sich dieses Unkraut im Klee befindet.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten über die Habaner.

Es ist eine zwar schon oft wiederholte, dennoch leider durch die Erfahrung nur allzu erprobte Bemerkung, daß jede neue Erfindung, Sitte oder Gebrauch, wäre ihr Nutzen auch noch so einleuchtend, bloß deswegen ihre Widersacher hat, weil sie neu ist; weil die Menschen von ihren alten ererbten Gewohnheiten, denen sie blind ergeben sind, nicht abgehn wollen, und entweder zu dumm oder zu träge sind, sich neue Kenntnisse zu erwerben und ihnen gemäß zu verfahren. Der Mensch (im allgemeinen) ist ein Gewohnheitsthier, und will lieber in einem minder behaglichen Zustande auf seine alte Weise fortleben, als durch eine vernünftige Neuerung seine Verhältnisse verbessern.

Dieß ist, wie mit allen Erfindungen, so auch unter andern mit den sogenannten Habauer, oder Feuerfesten Strohdächern der Fall. Die sich alljährig besonders in Ungarn häufig ereignenden Feuersbrünste, und das augenscheinliche Beispiel wo diese verheerende Landplage alles verwüstete, diesen Dächern aber nie das geringste anhaben konnte, reichen noch nicht hin um den Bauer, ja selbst vermögliche Gutsbesitzer zu bewegen, von der alten Weise der Stroh oder Rohrdächer abzugehn, und sich, durch diese zwar an sich nicht mehr neue, aber, ein paar Herrschaften ausgenommen, noch bis izt ungewöhnliche Da-

hungart, vor diesen schrecklichen Unfall zu verwahren.

Um so weniger scheint es daher überflüssig zu seyn, die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu leiten, besonders wenn man dabei die jetzigen ungeheuern Holzpreise in Betracht nimmt, welche bei der, durch Luxus, zunehmende Bedürfnisse, und in unsern Zeiten häufige außerordentliche Ereignisse, stets zunehmenden Consumption, und (bei sehr vernachlässigter Forstkultur) in gleichem Maße abnehmenden Production, ein immer noch höheres Steigen befürchten lassen.

Jedermann sollte darauf bedacht seyn, seine Dächungen, als einen Haupttheil seines Holzreichthums, vor jedem Unfall, welcher ihnen durch Wind, Wetter, oder hauptsächlich Feuer begegnen könnte, zu schützen; besonders wenn er Mittel hat, dieses auf eine viel wohlfeilere, und doch eben so sicherre Art mittelst dieser Habaner Dachung zu bewerkstelligen, als sonst mit Ziegel oder Schieferdachung.

Da indessen dieser Gegenstand in der vorztrefflichen durch Kupfer erläuterten Abhandlung des Hrn. Landgraf, durch deren zweyte Auflage, sich Hr. Graf Peter von Bolza kein geringes Verdienst erwarb, bereits auf das deutlichste auseinander gesetzt, und erörtert wurde, daß sich nicht wohl noch etwas neues hinzusetzen läßt; so wäre es überflüssig noch weiter etwas darüber zu sagen. *)

*) Im Patriotischen Tageblatt machten (1800 N. 60) Hr. Samuel Theschedick und Brodsky zuerst, dann Hr. Schmidgans aus Geniz (1801 N. 4.) abermals Herr

Desto willkommener dürften hingegen einige Nachrichten über die Verfertiger dieses besondern Strohdaches, über die Habaner selbst seyn, diese interessante Menschenklasse, welche sich, bei einer auf strenges Recht, und hohe Sittlichkeit gegründeten Handlungsweise, durch Charakter und Sitten, von den übrigen Bewohnern des Ungarischen Reiches auffallend auszeichnen.

Die Habaner, von ihren Nachbarn gewöhnlich nur die Neubekehrten genannt, sind Nachkommen derjenigen religiösen Secte, welche sich die Hutterischen Brüder nannte, und unter dem Namen der Wiedertäufer bekannt ist. Dieser letzte Name wurde ihnen deßhalb beigelegt, weil sie alle, welche von andern Christlichen Religionspartheyen zu ihnen übertraten, zum zweitemmale taufeten, da sie die in der ersten Kindheit empfangene Taufe für ungültig und nichtig erklärten. Diese Meinung gründete sich auf den Spruch der Schrift, der nur jenem das ewige Leben verheißet, der da glaubet und getauft wird, und folglich nach ihrer Auslegung, das gehörige vernünftige Alter hat, um schon glauben zu können. Daher kam es, daß sie ihre Kinder erst im Unterscheidungsalter taufeten, und bei denen, welche schon früher getauft waren, die Taufe noch einmal wiederholten.

Brodsky (1801 N. 67) auf diese Dächer aufmerksam und beschrieb ihre Vortheile. 1802 N. 33 und 49 empfahl ich wiederholte die Landgräfliche Schrift.

D. S.

So sonderbar auch diese Meynung und die übrigen dieser Secte eigenthümlichen Gebräuche waren; so fand sie doch häufige Anhänger, und verbreitete sich über Holland, das deutsche Reich Böhmen und Mähren, obwohl nur ganz sparsam in beiden letzteren Ländern, bis sie einen beträchtlichen Zuwachs an Brüdern, bei deren Vertreibung aus dem deutschen Reich erhielten.

Ob erst zu dieser Zeit, oder schon früher einige Anhänger dieser Lehre sich in Ungarn ansiedelten, und welches der eigentliche Zeitpunkt ihrer Ankunft in dieses Reich gewesen sey, läßt sich genau nicht angeben; da zuverlässige Data hierüber mangeln, und ihre mit höchster Genauigkeit und äußerster Sorgfalt*) geführten Bücher, in welchen dieß wohl angezeigt seyn mochte, ihnen bei Annahme der katholischen Religion, von der Regierung abgenommen wurden.

So viel jedoch läßt sich mit Gewißheit angeben, daß ihre Einwanderung nicht später, als in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts statt gehabt haben könne; denn im Jahre 1548 wurde auf dem abgehaltenen Landtage im 11ten Artikel die Vertreibung der Wiedertäufer beschlossen, und der 26te Artikel des Jahrs 1556 wiederholte diesen Beschluß, mit dem Zusatze eines Zeitraums von 4 Wochen, nach welchem Zeit-

*) Diese Genauigkeit ging so weit, daß nebst den gewöhnlichen Tauf-, Sterb- und Trauungslisten, nicht bloß die wichtigen Ereignisse welche die ganze Gemeinde betrafen, sondern auch die eines jeden einzelnen Mitglieds aufgezeichnet waren.

ner mehr im Lande angetroffen werden sollte. Es bedarf keines Beweises, daß diese Gesetze unmöglich hätten verfaßt werden können, wenn nicht schon früher Wiedertäufer sich in Ungarn sesshaft gemacht hätten.

Diese beiden Gesetze scheinen jedoch nicht sehr streng in Ausübung gebracht worden zu seyn, oder wenigstens die Entfernung derjenigen, die sie betrafen, nur kurze Zeit gedauert zu haben; da schon im Jahre 1578. der 2te Artikel abermahls Meldung von ihnen macht; und sagt: „Die Wiedertäufer sollen so bald wie möglich auswandern, indeß aber alle öffentlichen Lasten, in doppelten Maaßen tragen.“ Eben so verordnet der 10te Artikel vom Jahre 1595 „die Wiedertäufer, sollen monatlich von jeder Person ihrer Gemeinde, 50 Denar entrichten.“

In diesem Gesetz geschieht schon keine Meldung mehr vom Vertreiben, oder Auswandern; sondern es scheint daß man sie bloß auf eine indirecte Art, durch eine so starke Auflage bewegen wollte, das Reich zu verlassen.

Dieß geschah jedoch keineswegs, und obwohl durch dieses Gesetz gedrückt, blieb die kleine Zahl Hutterischer Brüder, welche sich im Lande befand, auch weiterhin dort, bis endlich ein unerwartetes Ereigniß die Gemeinde ansehnlich vermehrte.

Es erschien nemlich ein vom Cardinal Dietrichstein Fürstbischof von Olmütz unterm 28. September 1622 zn Brunn, auf Befehl des

Kaisers ausgefertigtes Edikt, welches alle Hutterische Brüder aus ganz Mähren *) binnen 4 Wochen unter Androhung der schwersten Strafen im Weigerungsfalle, des Landes verwies.

Zufolge dieses Befehls beschlossen sie, sämmtlich nach Ungarn zu ihren dort befindlichen Brüdern zu ziehen, und sich bei ihnen anzusiedeln.

Sie theilten sich daher in 3 Kolonen, wovon die eine ihren Weg nach Szobotist in der Neutraer, die andere nach Groß Schützen in der Preßburger und die 3te nach St. Johann ebenfalls in der Preßburger Gespannschaft einschlug. Aller Orten nahm man sie mit offenen Armen auf, da man wußte, daß sie viel Geld mitbrachten, welches in dem, zu jener Zeit von den Türken und innerlichen Unruhen ausgeaugten Ungarn, eine ziemlich feltne Waare geworden war.

Ueber diesen ihren damaligen Wohlstand, bewahren ihre Nachkommen die Habaner, noch heut zu Tage eine besondere Erzählung, an deren Richtigkeit niemand von ihnen zweifelt.

„Als sie nemlich aus Mähren verwiesen wurden, sey niemand erlaubt worden, von seinen Habseligkeiten mehr mitzunehmen, als er fortzutragen im Stande war. Ueberdieß, habe man auf verschiedene Art gesucht zu verhindern, daß sie ihr Geld nicht mitnehmen sollten. Um dieses dennoch bewerkstelligen zu können, baten sie sich die einzls

*) Sie hatten die Ortschaften Neumühl, Priß, Pausraum, Willowitz, nebst einigen andern in der Nachbarschaft jener befindlichen, inne.

ge Gnade aus, zur Zehrung auf der Reise einen Wagen voll Aepfel aus dem Willowiker Brüder-Garten mitzunehmen, und als dieses zugestanden wurde, steckten sie in jeden Aepfel ein Stück Geld, und zogen mit dem also verborgenen Schatz ab. Als sie nun über die March hinüber gesetzt waren, und der Fuhrmann Bezahlung forderte, gaben sie ihm statt derselben, ein paar Aepfel, als einen Theil von dem einzigen Gut, was man ihnen gelassen hatte. Diese nahm der Mann, der sich überzeugt hatte, daß seine Schuldiger vom Gelde durchaus entblößt seyen, mit Murren an, fand jedoch des andern Tages, als er sie anseinanderschnitt, mit großer Verwunderung und Freude ein Paar Goldstücke darin, die ihn für seine Mühe reichlich bezahlten.“

Als sie nun in obgenannten Ortschaften in Ungarn angekommen waren, kauften sie von der Grundherrschaft Freygründe, und zahlten noch überdieß eine namhafte Summe, um von allen herrschaftlichen und königlichen Dienstleistungen, welche letztern die Herrschaft statt ihrer übernahm, befreit zu seyn; welches hauptsächlich darum bedingt wurde, um dem, besonders zu jener Zeit häufigen, Kriegsdienst auszuweichen, welchen die Religion der Hutterischen Brüder ihren Mitgliedern durchaus nicht gestattete.

Nun wurde die Brüdergemeinde auf den hergebrachten Fuß eingerichtet, welches auch desto weniger Hindernisse hatte, da alle Bau und Feldgründe derselben gänzlich von jenen der übrigen

Ortsbewohner abgesondert waren, und die neue Kolonie daher, gleichsam ein für sich bestehendes besonderes Ganze bildete. Bei dieser Gelegenheit führten sie die feuerfeste Strohdachung, zuerst (auf ihren Häusern) in Ungarn ein, die seit jener Zeit schon für tausende hätte wohlthätig seyn können, wenn Trägheit und Dummheit der Verbreitung dieser Erfindung, nicht im Wege gestanden wäre.

Die Verfassung dieses kleinen Staates war ganz patriarchalisch und, so weit es nur möglich war, jener der ersten Christen nachgebildet. Daher die Benennung „Brüder“ und die des Bräuerhofes; der gemeinschaftliche Tisch; die gemeinschaftliche Erziehung der Knaben im Brüder- und der Mädchen im Schwesterhause; die allgemeine Kasse, welche aus dem Ertrage der Arbeit jedes einzelnen zusammengebracht wurde; die Ernährung der Alten und Gebrechlichen auf gemeine Kosten, und die vollkommene Gleichheit der Brüder. Der Älteste war Richter und Vorsteher der Gemeinde, mit beinahe unumschränkter Gewalt, und Vater dieser zahlreichen, und doch durch Eintracht brüderlichen Gemeinde. Er erteilte die Taufe, und meistens war er es auch, der predigte; obwohl, da sie keine Priester hatten, es jedem, der sich vom Geiste inspirirt glaubte, freistand, in den Erbauungsstunden zu predigen.

Strenge Redlichkeit, pünktliche Erfüllung des gegebenen Wortes, das an Eides statt galt; Enthaltensamkeit, nicht bloß von jeder Ausschweifung,

sondern selbst von jeder Ergöblichkeit^{*)}; Vermeldung alles Zankes und Streites, und Gemeinschaft der zeitlichen Güter, waren die Hauptgesetze ihres Glaubens, (der sich übrigens bloß auf den innerlichen Kultus beschränkte) den sie nicht bloß mit dem Munde, sondern mit ihren Thaten auf das gewissenhafteste übten, und dessen geringster Uebertretung, Ausstossen aus der Gemeinde, als unabwendbare Strafe folgte.

Diese von allen übrigen so auffallend abweichende Religion, mußte natürlich die Aufmerksamkeit der Nachbarn erregen; um so mehr, da die der Gemeinde eingeräumten, bedeutenden Freiheiten, ihren Neid schon Anfangs erregt hatten. Da jedoch die Brüder ganz abgesondert, äußerst eingezogen lebten, beinahe in keine Verbindung mit allen übrigen kamen und, wo dieß geschah, ihren Grundsätzen gemäß jeden Anlaß des Streites sorgfältig vermieden, überdieß von der Herrschaft ganz besonders in Schutz genommen wurden; konnten die Neider den neu Angekommenen wenig Schaden zufügen, und ließen daher ihren Unmuth, nach Art roher Leute, dadurch aus, daß sie die Gebräuche, Sprache und Sitten der Hutterer lächerlich machten. Bei einer ähnlichen Gelegenheit entstand auch der Name „Habaner“ der, wie hieraus leicht zu schließen ist, Anfangs ein Spottname war, später das Lächerliche der Bedeutung verlor, und ein eigener Name wurde. Die Veranlassung dazu war folgende:

^{*)} Daher der stete Ernst und die oft steife Gravität, dieses Sekte.

Mit ihren besondern Sitten und Gebräuchen brachten die Hutterischen Brüder, auch ihre besondere Sprache mit, welche eine Art Plattdeutsch, ein Gemengsel aller jener deutschen Mundarten war, welche in denjenigen Ländern gesprochen wurden, in welchen sie sich vor ihrer Niederlassung in Ungarn aufhielten, und aus welchen ihre Mitglieder gebürtig waren. In dieser Sprache, welche jedoch gegenwärtig nicht mehr gesprochen wird, bedeutete das Wort „Haban“ einen Ball, das gewöhnliche Spielzeug der Knaben. Nun ermahn- te einst einer ihrer Predigenden, die Brüder zur Standhaftigkeit im Glauben, trotz dem daß sie bisher vom Schicksal herumgeworfen wurden, gleich- wie der „Haban“ in den Händen der Knaben, und leicht auch fernerhin Widerwärtigkeiten erfah- ren könnten. Dieß wurde aufgefangen, und dar- aus sogleich für die Brüder der Name Habaner gemacht, das ist: Leute die nirgends einen bestim- ten Wohnsitz hätten, und daher unstäte Wanderer wären, von denen man eben nicht die besten Be- griffe zu haben pflegt. Dieser Name blieb auch später, allein es verlor sich die spöttische Bedeu- tung, und als endlich die Gemeinde bei ihrem Uebertritt zum Katholischen Glauben, den Namen der Hutterischen Brüder ablegen mußte, nahm sie jenen der Habaner selbst an, und behält ihn noch heut zu Tage, obwohl die wenigsten von ih- nen selbst, den Ursprung und die Bedeutung des von ihnen geführten Namens, kennen.

Diese kleinen Neckereien ausgenommen, lebten sie ganz ruhig, ohne daß ihnen die Regierung die geringsten Hindernisse in den Weg gelegt hätte; bis endlich der häufige Uebertritt von Erwachsenen zu ihrer Lehre, die sich bei dieser Gelegenheit zum zweitenmale taufen ließen, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog, und auf dem Landtage des Jahres 1635 den 26ten Artikel, folgenden Inhaltes, veranlaßte: „daß obgleich die Wiedertäufer zur Zeit geduldet würden, sie sich doch keineswegs unterfangen sollten, einen Christen unter sich anzunehmen oder wieder zu taufen, unter Strafe von 500 Thalern *) für jede wiedergetaufte Person.“

Man sieht hieraus, daß die Wiedertäufer zu eben jener Zeit, da sie aus allen deutschen Erblandern verbannt waren, in Ungarn öffentlich geduldet wurden, und ihnen bloß das Professirenmachen untersagt ward; was freilich in jenen stürmischen Zeiten, wo jede Religions-Sekte zugleich Politische Parthey war, alle Aufmerksamkeit verdiente, wenn auch von dieser höchst friedfertigen Gemeinde nichts zu befürchten stand.

In dieser hergebrachten religiösen und bürgerlichen Verfassung lebten diese Brüder ruhig und ungestört fort, bis auf das Jahr 1767, in welchem die Kaiserin Maria Theresia, die für das Seelenheil Ihrer Unterthanen eben so zärtlich wie für ihre Leibeswohlfarth besorgt war, den Vätern der Gesellschaft Jesu den Auf-

*) Das Gesetz versteht hierunter Reichsthaler, welches eine für jene Zeiten sehr bedeutende Summe ausmacht,

trag ertheilte, diese, in Ungarn einzigen, drei Gemeinden derselben zu bekehren. Diese schickten sogleich einige ihrer Mitglieder als Missionäre dahin ab, welchen es auch wiewohl nur langsam und nach Verlauf von mehreren Jahren erst gelang, sämtliche Wiedertäufer zur Annahme des katholischen Glaubens zu bewegen.

Zur Ehre der Kaiserin sey es gesagt, daß dieses Bekehrungsgeschäft nicht mit gewaltsamen Mitteln, sondern mit Sanftmuth, Ueberredung und Beispiel vorgenommen wurde und daher auch mehrere Jahre vergingen, bis man es als geendet ansehen konnte. Eines der größten Hindernisse hob die Kaiserin dadurch, daß sie die Freiheiten und Vorzüge, welche die Hutterer bisher genossen hatten, und durch ihre Glaubensveränderung zu verlieren befürchteten, auf ewige Zeiten bestätigte, ja bereit war ihnen noch mehrere zu ertheilen, wenn sie nicht aus Bescheidenheit sich mit den bisherigen begnügt hätten, die sie aber auch bis gegenwärtig ungestört genießen.

Als endlich Kaiser Joseph II. das Toleranzpatent erließ, glaubten einige der Neubekehrten die Erlaubniß, zu ihren alten Lehren zurückkehren zu dürfen, darin zu finden; allein da ihnen dieß nicht gestattet wurde, wanderten etwa 50 Personen beiderley Geschlechtes aus, und zogen nach Rußland, dort neue Wohnsitze für sich und ihren Glauben zu suchen. Und da nach einiger Zeit Nachrichten von ihnen einliefen, welche ihre Zufriedenheit auf das lebhafteste schil-

berten, wandelte noch etwa 20 Personen die Lust an, jenen nachzuziehen. Doch die Gemeinde widersezte sich diesem Vorhaben, und einige wenige die sich heimlich fortgeschlichen hatten, wurden zu Olmütz angehalten und zurückgewiesen.

Die letzte Nachricht von ihren Verwandten in Rußland, erhielten die Habaner im Jahre 1805, als die Russischen Truppen, nach der Schlacht von Austerlitz in der Gegend von Holitsch, im Lager standen. Von diesen kam nemlich ein Soldat nach Szobotist, der sich genau um mehrere Familien erkundigte, und versicherte, daß es jenen Russischen Habanern sehr wohl gehe, indem sie sehr fleißige Arbeiter wären, sehr viel Geld verdienten, und daher alle recht wohlhabend seyen.

Obwohl diese Gemeinden mit dem Katholischen Glaubensbekenntniß alle ihre Religiösen Einrichtungen verlassen haben; so behalten sie doch noch gegenwärtig manche ihrer Politischen Verfügungen, unverändert in der ersten ursprünglichen Form.

So bilden sie noch immer eine besondere abgesonderte Gemeinde, welche in dem Markte Szobotist, wo ich sie besuchte, beiläufig aus 250 Personen besteht, die alle ein bestimmtes Handwerk, *) jedoch nicht mehr, wie ehemals, zum Nutzen der allgemeinen Masse, sondern auf eigene Rechnung treiben, und in 30 nach ihrer Art gebauten, und gedeckten Häusern wohnen, welche

*) Die meisten sind Töpfer, nach ihrem Ausdruck Krüglmacher, und Messerschmiede, einige wenige beschäftigen sich auch mit Verfertigung der Dächer.

unter dem Namen des Habanerhofes begriffen werden. In diesem Hof besitzen sie eine eigene Kapelle, in welcher ihr Geistlicher, der den Namen „Pater Missionär“ *) noch stets beibehält, den täglichen Gottesdienst, und den Religionsunterricht in deutscher Sprache, versieht. Außerdem haben sie noch ein Schulhaus mit dem Lehrer, ein Wirthshaus, eine Mühle und Schlachtbank, nebst einem kleinen Thurm mit der Uhr.

Diese ganze Gemeinde steht unter einem Richter und einigen Vorstehern, die aus ihrem Mittel gewählt sind, in großem Ansehen stehend, Ruhe, Ordnung und Einigkeit aufrecht erhalten, die Gemeinde-Geschäfte versehen, und die gemeinschaftliche Kasse verwalten. Diese entsteht aus dem Ertrag einiger Gemeingründe und Gärten, und den Einkünften des Wirthshauses, der Mühle und Schlachtbank. Ihre Bestimmung ist, alle vor Alter oder wegen Leibesgebrechen zum Selbstverdienst untaugliche Personen zu ernähren, den Schullehrer, Geistlichen und die Kirchenbedürfnisse zu bestreiten, die Landessteuern zu bezahlen, und ähnliche die ganze Gemeinde betreffende Ausgaben zu decken. Reichen aber die gewöhnlichen Einkünfte dazu nicht aus, welches besonders der Fall zu seyn pflegt, wenn der Armen gar zu viele zu versorgen sind; so wird eine Hülfs-Steuer auf jedes Haus ausgeschrieben, und gewiß pünktlich

*) Dieser würdige alte Jesuit, wurde Anfangs von seinem Orden erhalten, und als dieser aufgehoben wurde, erhielt er 400 fl. aus dem Religionsfond, von welchen er unmöglich leben könnte, wenn ihm nicht seine Gemeinde beihülflich wäre.

und ohne Widerrede entrichtet. Eben daher wird auch jenen Armen, welche in die Fremde zur Arbeit gehn, eine jährliche Unterstützung ertheilet, so lange sie derselben bedürfen. Stirbt ein Hausvater und hinterläßt unmündige Kinder, so ernannt die Gemeinde sogleich, zwei untadelhafte geprüfte Männer, welche das Vermögen bis zur Großjährigkeit der Waisen verwalten, und darüber jährlich gewissenhafte Rechnung ablegen müssen. Damit dieß aber mit höchster Genauigkeit geschehe, sind stets 2, damit einer dem andern gleichsam zur Kontrolle diene, und darf überdieß ein Mann nie der Vormund zweier verschiedenen Waisen seyn, um seine Aufmerksamkeit nicht auf zweierlei Gegenstände theilen zu müssen.

Dieß ist, versicherten sie mich, genau auch die Verfassung der beiden andern Gemeinden, auf deren Aufrechthaltung sie insgesamt stolz sind.

Unvermeidliche Verstoßung aus der Gemeinde, ist die, jedoch unerhörte, Strafe desjenigen, der einer niederträchtigen Handlung überführt wird. Seit dem Jahre 1767, daß der Pater Missionär unter ihnen ist, erzählte er mir, sey dieß ein einzigemahl, jedoch unwillkürlich, geschehn; auch erinnere er sich nicht, eines einzigen heftigeren Streites, der zwei Familien dauerhaft entzweit hätte.

Ueberhaupt hat ihr Charakter noch viel von der besonnenen Ruhe und Stille ihrer vorigen religiösen Grundsätze, und vereinigt sie durch Liebe und Freundschaft zu Gliedern einer Familie.

Hiezu kommen noch die Bande des Blutes, denn sie heurathen, wenige sehr seltne Fälle ausgenommen, stets untereinander, aus einer Gemeinde in die andere, und sind daher meist alle mit einander verschwägert und verschwistert.

Unter sich sprechen sie stets deutsch, mit ihren übrigen Mitbewohnern jedoch, das dort übliche Slowakische, welches ihnen geläufig ist. Ihre Tracht ist bürgerlich, nicht ausgezeichnet, jedoch äußerst reinlich, so wie es auch ihre Häuser im höchsten Grade sind. In diesen ist die Wohntube unter dem Dache, welches innwendig ausgeschlettert*) und überdüncht, mit ein paar Fenstern versehen, gar nicht das Ansehen eines Dachstübchens, sondern eines geräumigen Zimmers hat; so wie überhaupt die Häuser viel größer und geräumiger, als die gewöhnlichen Bauernhäuser, gebaut sind. Auf ebener Erde befindet sich die Werkstätte, welche im Winter geheizt, der obern Stube, durch kleine in der Decke angebrachte Oeffnungen, hinlängliche Wärme mittheilt, die Küche, ein paar Kammern und die Stallungen, welches alles in der musterhaftesten Ordnung und Reinlichkeit gehalten wird.

Ihre Staatsbürgerlichen Verhältnisse gewähren ihnen manche Vortheile; denn ihre Verpflichtung beschränkt sich bloß darauf, daß sie die gewöhnlichen Landes-Abgaben an die Komitatskasse und eine sehr mäßige Summe an die Herrschaft zahlen, und im Fall einer allgemeinen Landesbewaff-

*) Ein Kunstausdruck bei Verfertigung des Habaner Strohdaches der so viel, wie mit Lehm ausgeschmiert, bedeutet.

nung (Insurrektion) einen Mann zu Pferde, mit der nöthigen Rüstung stellen. Dagegen sind sie von allen Komitats und Herrschaftlichen Fröhndiensten, von Einquartirungen und Militärdiensten frei; leisten keine Vorspann, geben keine Zehnten und genießen die sonst Herrschaftlichen Benefizien der Mühle, des Wirthshauses und der Schlachtbank, frei und ohne dafür etwas zu entrichten.

Da sie bei diesen großen Begünstigungen, sehr fleißige und geschickte Handwerker sind; so kann es auch nicht fehlen, daß sie meistens wohlhabende Leute werden, die sich nichts abgehn lassen, aber doch stets in den Schranken der Mäßigkeit und Bescheidenheit bleiben.

Uebrigens sind sie ein starker gesunder Schlag Menschen, worunter sich besonders die Weiber durch einen festen und starken Gliederbau auszeichnen; daher man sie, u. wegen ihrer außerordentlichen Reinlichkeit als Ammen in größere Häuser zu erhalten sucht, was jedoch etwas schwer hält, da sie sich nicht leicht auf längere Zeit vom Hause zu entfernen, entschließen können.

Ihre Töpferarbeit hat sehr großen Absatz, da sie gewöhnlich grobes Geschirr für den gemeinen Mann verfertigen, und wird weit im Lande herum verführt. Eben so werden ihre Klingen geschätzt, welche meist roh, in die Städte an die Messerschmiede zur feineren Vorarbeitung, abgeliefert werden.

Da ihre Dachungsart, so vortrefflich sie auch ist, doch bis iht sehr wenige Nachahmer gefun-

den hat; so verlegen sich auch nur wenige darauf, durch dieses Handwerk ihr Brot zu erwerben. Will man daher etwas von ihrer Arbeit verfertigen lassen, so ist es nöthig, daß man bei Zeiten (am besten ist es im Winter, wenn alle zu Hause sind) mittelst des Richters die Bestellung mache, und kann alsdann, wenn man die Zusage erhält, versichert seyn, daß man sehr gute Arbeit, pünktlich, und gegen mäßige Bezahlung geliefert bekommt.

Möchten doch diese Bestellungen so häufig kommen, daß sich recht viele auf die Verfertigung von diesen Strohdächern, als Erwerbszweig verlegen müßten; so würde eine der gemeinnützigsten Erfindungen verbreitet, das Unglück von vielen Tausenden, die jährlich durch das alles vernichtende Feuer, in Jammer und Noth gestürzt werden, unterbleiben; und gegen der Humanität schönes Ziel, Verminderung des Menschenleids, ein wichtiger Schritt, gethan werden.

A*** Freih. v. M***.

VI.

Ueber die Nothwendigkeit wissenschaftlicher
Ausbildung zu technischen Gewerben, im be-
sondern zur Färberei und Zeugdruckerei.

Schreiben an den Herausgeber Wien den 26. Oktob. 1810.

Sie erhalten hiebei einige Exemplare meiner
Ankündigung chemischer Vorlesungen über die Fär-
berei und Zeugdruckerei, zu deren öffentlichen Hal-
tung ich von Sr. Majestät die Erlaubniß er-
halten hatte. *) Der Wunsch, durch Verbreitung
wissenschaftlicher Kenntnisse in einem Gewerbe, das
eben darum, weil es nur ein Zweig der Wissen-
schaft (Chemie) ist, nie von derselben getrennt
seyn sollte, für die Emporbringung der National-
industrie nützlich seyn zu können, hatte mich zur
Uebernahme dieser Arbeit bestimmt.

Theorie (Kenntniß der richtigen Gründe, auf
welche sich irgend ein Verfahren stützt) ist bei
allem in der Welt, auch bei den plumpesten Hand-
arbeiten, nützlich und nothwendig; aber bei allen
Gewerben, die entweder technische Theile der Ma-
thematik oder der Chemie sind, ist sie völlig un-
entbehrlich. Das ist so sehr für sich klar, und
von Allen, die mehr als bloß gemeine Bildung
haben, so anerkannt, daß man sich in der That
wundern muß, warum noch immer die wichtigsten,

*) Die Leser finden diese Ankündigung im XI. Heft der Zeit-
schrift abgedruckt. Sie dürfte so wie der ganze Inhalt
des obigen Schreibens alle Beherzigung, besonders in
Böhmen, Mähren, Oestreich, von Seiten aller
Fabrik-Inhaber, Färber und von Eltern, welche ihre
Kinder den hierhergehörigen Industriezweigen widmen wol-
len, verdienen.

D. S.

auf mathematische und chemische Kenntnisse sich stützende Gewerbe — grade jene Gewerbe, welche für die gesammte Nationalindustrie die allerwichtigsten sind — größtentheils mit empirischer Plumpheit betrieben werden, und warum wenigstens nicht schon lange durch Etablirung zweckmäßiger Bedürfnisanstalten ein besserer Geist unter die Gewerbetreibenden gebracht und ihnen Gelegenheiten zur erwünschten Ausbildung gegeben worden sind, wie das schon lange in Bezug auf die bildenden Künste durch die k. k. Akademie bildender Künste, die schon so viele schöne und reife Früchte getragen hat, geschehen ist.

Der geschickte Maschinist bildet sich in keiner Werkstatt bloß in empirischer Handarbeit. Ihm muß, wenn er mit Nutzen und Ehre thätig seyn will, durch zweckmäßigen Unterricht das ungeheure Feld geöffnet werden, auf dem Mathematik und Physik unzählige Entdeckungen und Kombinationen derselben im Rückhalte für ihn aufgestellt haben. Dieser Mangel an geschickten, wissenschaftlich gebildeten Arbeitern ist für die Nationalindustrie vom großen Nachtheil. Denn wir entbehren dabei mehr oder weniger die ungeheuern Vortheile des Maschinenwesens, durch welches z. B. die Engländer den gewerbefleißigen Nationen so sehr zugekommen sind, und durch dessen Vervollkommnung allein von jetzt an nur bleibendes Gewerbsglück, vorzüglich in einem Ackerbau treibenden Staate, der mithin an und für sich fürs Fabrikwesen keinen Ueberschuß an Arbeitern haben kann, noch

darf, sich begründen läßt. Sprechen Sie dort mit jenem Inhaber einer Cottonfabrik: er hat sich eine englische Cylinder-Druckmaschine anschaffen wollen, 6—8000 fl. daran gewendet, und nun ein Machwerk in seinem Hause stehn, das er nicht brauchen kann. Einem andern geht es so mit Wasserbauten, oder mit Dampfmaschinen; bei unzähligen Gelegenheiten, besonders bei dem immer mehr sich entwickelnden Steinkohlenvorrath der Monarchie wären diese so nützlich; allein durch die Weitläufigkeit der Unternehmung und durch die Beispiele der Mißlungenen wird der größte Theil abgeschreckt.

Gibt es auch einzelne Arbeiter, welche der großen Schwierigkeiten ungeachtet, durch eigenes Genie sich Kenntnisse zu größern Ausführungen im Maschinenwesen verschaffen; so geht ihnen auf der andern Seite der große Vortheil der Benutzung fremder eingreifender Vorarbeiten, oder der Anwendung tauglicher Vorbereitungsmaschinen, welche die Arbeit so erleichtern und fabriksmäßig machen, ab. Er muß vom Rohen bis zum Vollendeten alles größtentheils aus der Faust arbeiten, wodurch denn seine Arbeit zu langsam und zu theuer wird. Mit unsern Spinnmaschinen sind wir noch nicht weiter gekommen, als sie uns von den Engländern, die sie hier zuerst verfertigten, überlassen worden sind. Ganz natürlich, zur Vervollkommenung solcher Werkzeuge und ihrer Funktionen gehören Kenntnisse in der Physik, Chemie und Mathematik, die man weder in dem Atelier ei-

nes Schlossers oder Kunstdrehers, noch in einem Komtoir erlernen kann.

Eben so wenig können die mannigfaltigen Gewerbe, welche eigentliche Zweige der technischen Chemie sind, der Wissenschaft entbehren. Zwar lassen sich in derselben auf mühsam empirischen Wege oft richtige Manipulationen auffinden, oft hilft der Zufall auf eine unerwartete Weise; aber wenn es auf Verbesserungen oder Vereinfachung der Operationen, auf weiteres Vorwärtsschreiten, auf einen höhern Schwung des Ganzen ankommt; da kommt derjenige, der mit den Gründen der Sache vertraut ist, und mit Scharfsinn ihre Anwendung sucht, in einem Tage weiter, als der bloße Empiriker in einem halben Jahrhundert. Vorzüglich ist dies der Fall bei der Färberei und Zeugdruckerei, deren sämtliche Operationen nichts als wahre chemische Prozesse sind.

Es gab eine Zeit, in der die Chemie, selbst noch in ihrer Kindheit, sich beinahe nur mit Goldmachen beschäftigte, und wo nur günstige Zufälle für die Vervollkommnung der Gewerbe sorgen mußten. So mußte ein am Fenster hängendes mit Königswasser gefülltes Glas zerbrechen, die Flüssigkeit an den mit Zinn verlötheten Fensterrahmen herablaufen, und in eine zufälligerweise untenstehende Infusion von Cochenille träufeln, um die Veranlassung zur Entdeckung des Scharlaches zu geben. Heut zu Tage ist es anders; die Wissenschaft hat sich bewundernswürdig gehoben, und sich nach allen Seiten wohlthätig verbreitet; und das

rum muß auch heut zu Tage der Handwerks-Schlendrian aufhören, wenn etwas Besseres soll erzielt werden.

Es ist nicht zu läugnen, daß in der Monarchie viele Färber vorhanden sind, welche mit den Gründen ihres Metier vollkommen vertraut, sich, ihrem Gewerbe und dem Lande Ehre machen; aber eben so gewiß ist es, daß die meisten andern von ihrer Kunst nur so viel verstehen, als ihr, oft elend genug zusammen geschriebenes Rezeptenbuch anweist. Ich will hier nur zunächst die Zeugdruckerei zum Beispiel nehmen, die einen so wichtigen Zweig der Nationalindustrie ausmacht, da auf ihr ein großer Theil des Gedeihens der Baumwollenfabriken beruht; von welcher selbst die Färberei viele bedeutende Prozesse und oft ein besseres Verfahren entlehnt hat, und deren Operationen so rein chemisch sind, daß man sich wundern muß, wie es Coloristen geben kann, die kaum wissen, was Chemie bedeutet. Wie viele Cottonfabriken verdanken der Unwissenheit, der empirischen Tüdelei dieser Coloristen ihren Untergang, wie manche andre wurden dadurch in ihrem bessern Fortschreiten aufgehalten! Fragen Sie, wie so ein Colorist bei all seinem Stumpfsinne für wissenschaftliche Bildung, zu seinem Weisheitsschatze gelangt sey; so antwortet Ihnen darauf ein aufgeklärter, praktischer Färber selbst, (Hr. Schneider in Hannover, in Hermbstadt's Magazin für Färber 4. Band S. 61) etwa folgendermaßen: „Größtentheils von früher Kindheit an

in der Qualität eines Streichknabens aufgewachsen, haben nebenher die Schule nur so viel besucht, als zum Lesen eines Gesangs oder zum Schreiben eines fehlerhaften Receptes etwa Noth thut. Mit diesen Vorkenntnissen hat sich nun unser Held, nach 8 bis 10 Jahren zur Würde eines Druckers emporgeschwungen. Täglich den mechanisch = technischen Gang des Fabrikgeschäfts vor Augen, lernte er nun die Operationen verschiedener Art, wie sie aufeinander folgen, kennen. Das Ungefähr läßt ihn bemerken, wie viel Ruhmist, wie viel Krapp &c. auf so und so viel Stück Waare zum Reinigen und Ausfärben genommen wird. Zu diesem führt ihn nun noch der Zufall auf ein Paar Recepte von dunkel = und hellroth, ein Paar Schattirungen von Violett — das Schwarze weiß er schon aus dem Kopfe — dazu noch einige rare Schilderrecepte zu ächt blau und gelb, und, wenn er sich was kosten läßt, wohl auch noch ein höchst seltes Tafelschwarz in die Hände. Den Werth jedes dieser Recepte schätzt er nach der Anzahl der darinn enthaltenen Ingredienzien, deren einzelne und wechselseitige Wirkungen in diesem Mischmasch ihn weiter nicht kümmern. Mit diesem Reichthum seines Wissens ausgerüstet, dünket er sich nun über das kärgliche und mühselige Leben eines Druckers mit Fug und Recht erhaben, um auf gut Glück sein Heil weiter in der Fremde, unter der angenommenen Firma eines Coloristen versuchen zu dürfen. Er irrt von Fabrik zu Fabrik, bereichert da, wo sich Gelegenheit dazu findet, seinen Schatz

von Farbenrecepten im Gegentausch, soviel ihm möglich ist, bis er endlich einen Fabrikanten trifft, der seiner Geheimkünste bedarf, und seinen Kunstwerth, gleich wie ersterer sich selbst, nach der Menge des elenden Gemisches von Receptformeln berechnet. — Daß der Sohn nach dem Tode seines Vaters, durch die Erbschaft der hinterlassenen Recepte, auch oft den Posten seines Vaters wieder ererbt; oder daß ein Drucker — oder gar, wie auf einer ehemals bestandenen Fabrik, der Tischler derselben durch Erheirathung der Recepte oder endlich auch wohl die hinterlassene Besitzerin der Kunstgeheimnisse selbst, diese Stelle in der Fabrik fernerhin bekleidet; dies Alles ändert freilich nichts in der Sache.“

Bei so gestalteter Sache ist es denn freilich natürlich, wenn unter den Händen solcher Meister manche Fabrik am ewigen Einerlei ihrer Productionen dahin stirbt, oder ihr wenigstens jede andere weit voraus eilt, die mit Sinn für das Bessere, was die Wissenschaft gewährt, geleitet worden ist. Wo nur Raffinements in den Farben, Nachahmungen neuer ersparender Manipulationen, Reparationen vorgegangener Schäden, überhaupt Vervollkommnungen der Kunst gefordert werden; was können hier solche Coloristen thun, deren Weisheit sich immer und ewig nur um ihren Receptenkrum dreht?

Mit den Gründen ihrer Manipulationen unbekannt, wissen sie sich bei den kleinsten Anstößen nicht zu helfen; nicht einmal günstige Zufälle

können sie zu neuen Entdeckungen benutzen, weil sie ohne Theorie nicht die Umstände zu würdigen wissen, die hier ins Spiel treten; und Prozesse, die ihnen gelungen waren, können sie oft nicht mehr zu Stande bringen, weil ihnen die Kenntniß ihrer Natur fehlt. So hört man Manchen klagen, daß er im Krapp diese Nuance von roth an einem andern Orte gefärbt habe; hier könne er es nicht mehr zu Stande bringen, weil das Wasser andre Eigenschaften habe. Würde er chemische Kenntnisse besitzen; so könnte er die Bestandtheile auffinden, in denen sich beide Wässer unterscheiden; er könnte z. B. finden, daß das Wasser, dessen er sich ehemals bediente, kohlensaure Kalkerde enthalten habe, daß hiesige aber nicht, daß er also seinem Krappkessel nur etwas Kreide zuzusetzen brauche, welche die freie Säure bindet, die der Krapp größtentheils enthält, und die seine Farbe ins gelbe zieht, um eben denselben Erfolg wieder zu erhalten wie ehemals. So geht es in unzähligen Fällen. Die oft ellenlangen Recepte zu den Beizen enthalten oft viele Ingredienzien, die theils unnöthig sind, da sie sich entweder nicht auflösen, oder sich wechselseitig zerstören, theils durch bessere und wohlfeilere ersetzt werden könnten. So findet man oft in den Formeln zu den Rothbeizen die mannigfaltigsten Gemische, die, mit chemischen Auge zergliedert, als Resultat doch nur eine Beize darstellen, die auf einem weit einfacheren, wohlfeileren und schnelleren Wege erlangt werden kann. Wie viele Spec

gies werden oft in das Rothfaß geworfen, die da in langsamer Zersetzung endlich doch nichts anders hervorbringen, als arseniksaures Kali, das der neutralen essigsauren Thonerde-Auflösung zugesetzt, die Rothbeize darstellt. So wird Zeit, Geld und Kredit der Fabrik durch plumpen Empyriismus verloren, während auf der andern Seite die wissenschaftliche Betreibung dieses dem Chemiker höchst interessanten Gewerbes schnellen Flor hervorbringt.

Es ist wohl kaum zu zweifeln; daß die weise Staatsverwaltung, die jetzt so sehr auf die Emporhebung des inneren Wohls ihre Sorgfalt gewendet hat, durch Errichtung zweckmäßiger Bildungsanstalten, diesem blinden, die Wohlfahrt der Nationalindustrie zerstörenden, handwerksmäßigen Gang der vorzüglichsten, wissenschaftlich begründeten Gewerbe eine andre Richtung geben, und für Alle, die sich in dieser Hinsicht besser zu unterrichten wünschen, jenen Tempel der Kunst und Wissenschaft errichten werde, auf dessen Altar jeder seine Fackel anzünden kann, der des Lichtes bedarf. Dann wird bald die Folge lehren, was wissenschaftlicher Sinn in diesen Gewerben zu bemerken vermochte; und der inländische Kunstfleiß wird vor jedem äußern Angriff gesichert stehen; da in Allem, vorzüglich aber in den Künsten, nur da das Uebergewicht liegt, wo mehr Geist und mehr wissenschaftliche Bildung vorhanden ist.

Unterdessen, bis diese von der Wohlfarth und Beförderung der Nationalindustrie und dadurch

vom Staatswohle selbst geforderte, von allen, die für höhere Bildung empfänglich sind, erwünschte Anstalt von Seite des Staats zu Stande gekommen ist, sind einzelne Privat-Unternehmungen, diesem Mangel eines zweckmäßigen technischen Unterrichts wenigstens zum Theil abzuhelpen, allerdings von Nutzen. Nur können sie in Bezug auf die gute Wirkung, mit einer öffentlichen Anstalt darum gar nicht verglichen werden, weil sie nur, zur Deckung der Kosten, gegen Honorar gemacht werden können; wodurch gerade bei weitem der größte Theil derjenigen, die sich hierin zu unterrichten wünschen, der ärmere — ausgeschlossen wird.

Schon vor längerer Zeit hatte der geschickte und verdiente Freiherr von Meidinger Vorlesungen über technische Chemie angekündigt. Allein ein Unterricht, der dieses ganze weitläufige Fach umfassen will, kann für technische Ausbildung keinen Nutzen haben. Die technische Chemie enthält etliche und dreißig einzelne technische Zweige, von denen jeder, wenn praktischer Nutzen erzielt werden soll, sowohl in der Theorie als in den Manipulationen zum Vortrage eine geraume Zeit erfordert. Will man alles kurz zusammenfassen, um von Allem nur eine Uebersicht zu verschaffen; etwa wie nach Hermbstädt's Kameralchemie, so können diese Vorlesungen für den Technologen, den Cameralisten, und jeden, dem diese allgemeine technische Ausbildung frommt, sehr dienlich seyn; allein zur Begründung praktischer Brauchbarkeit reagen sie nicht.

Für diesen Zweck, für den großen Zweck, durch Popularisirung des wissenschaftlichen Unterrichts, der Ausübung der Gewerbe einen höhern Schwung zu verschaffen, muß jeder einzelne technisch-chemische Zweig in einem abgesonderten, ausführlichen, praktischen, experimentellen Unterricht behandelt, und in demselben das Detail so viel möglich verfolgt werden. Der Vortrag der Färberei und Zeugdruckerei erfordert allein, wenn er praktisch nützlich und vollständig seyn soll, wenigstens einen Zeitraum von 4—5 Monaten.

Prechtl.

VII.

Verbrechen aus Gewinnsucht in Dedenburg und Wien.

1.

Seit einigen Jahren lebte in dem eine Station von Dedenburg entfernten Markte Großhöflein, ein, sich für eine Hauptmanns-
 frau ausgebendes Frauenzimmer, welches in diesem Jahre durch
 merkbare, größere Ausgaben ohne Erwerb, der Gerichtsbarkeit ver-
 dächtig wurde. Daher wurde sie unversehens durch die dazu bestell-
 te Gesspannschafts-Kommission am 17. Juli Abends überfallen, und
 nachdem man alles, wovon sie lebe? wo ihr Mann sey? ic. genau
 erforschte, hierauf aber die Briefe ihres Mannes aufsuchte, fand
 man in dem hintern Zimmer wo ein halbes Duzend Hunde sich be-
 fanden, anfangs verschiedene Bankozettelartig geschnittene Papiere,
 dann hierunter mehrere schon fertige 50 fl. Zettel, endlich mehrere
 Werkzeuge und Stempel, wornach man die saubere Hauptmanns-
 frau sogleich arretirte, und weil das Schlafzimmer versperrt und ver-
 gesperrt werden mußte, wollte man noch eher die Hunde hinausjagen.
 Allein sie wollten auf keine Art weichen, bis endlich der Komitats-
 Hendauf zuschlug. In diesem Augenblicke entdeckte derselbe in dem
 Winkel, wo der geschlagene Hund sich hinzog, einen Menschenfuß
 und zog den sich versteckt gehaltenen Bankozettelmacher, einen jun-
 gen Menschen von 24 Jahren hervor; dieser bat sogleich um Barm-
 herzigkeit und gestand, daß nicht die Hauptmannsfrau, sondern er
 der Thäter sey und sogleich ergriff er ein Messer und schnitt sich in
 den Hals. Er wurde chirurgisch behandelt, und seine Wunde soll
 nicht tödtlich seyn; die Mithelferin wurde am 19. Juli nach De-
 denburg gebracht und erwartet ihr Urtheil.

2.

Am 9. August hat sich im Prater zu Wien folgende
 Geschichte zugegetragen. Ein junger Italiener (Negoziant) ging dort
 öfters mit einem Griechen, mit welchem er in freundschaftlichen Ver-
 hältnissen stand, spazieren, und seit einigen Tagen hatte er mit letzterm un-
 ter dem Vorwande junge Haasen zu fangen von den Alleen ab, sich
 mehr in die entlegenen Theile des Parks begeben, wo sie auch ei-
 nigemal einiger dieser Thiere habhaft wurden. Am erwähnten Ta-
 ge, Nachmittags 4 Uhr, waren sie wieder in diese Gegenden gegan-
 gen, als plötzlich der Italiener den Griechen mit einem Dolche an-
 fiel, mit mehreren Stichen zu Boden stieß, und nachdem er die
 Barschaft des Ermordeten und was er sonst von Werth bei ihm
 fand zu sich genommen hatte, den Körper mit Gras bedeckte. Zwei
 Stunden darauf kamen einige Weiber in diese Gegend um Gras
 zu holen, entdeckten den Körper und da sie fanden, daß noch Leben
 in demselben war, so machten sie augenblicklich weitre Anzeige; der
 Verwundete wurde nun sogleich in Sicherheit gebracht, und nach
 einigen Anstrengungen war er sich seiner selbst wieder bewußt. Er
 gab seinen Mörder an, welcher sogleich ergriffen und festgesetzt
 wurde. Der tödtlich verwundete Grieche lebt zwar noch, man hat
 aber zu seinem Aufkommen keine Hoffnung.

(Nationalzeitung September 1810).

VIII.

Nachrichten aus der Leipziger Ostermesse von 1810.

(Beschluss S. St. X. S. 151).

Strohhüte. Hosenträger, Bijouterie. Porcellan. Kristall. Neue Metallwaaren. Uhren. Bronze.

In Bast- und Strohhüten selbst wurde ein außerordentlich starker Absatz gleichfalls in den Norden gemacht. In und um Dresden herum ernähren sich viele hundert Mädchen mit dem Zusammennähen und Fagonniren des italienischen und schweizerischen Strohgeflechtes. Doch wird auch einheimisches fleißig verbraucht. Alle, die mit diesem Artikel fleißig handelten, machten so gute Geschäfte, daß sie an den Verkauf von Nebendingen, wie die Strickgarne u. dgl. sind, kaum denken konnten. Ueberhaupt wurden in dieser Messe auch in ganz unbedeutenden Sachen so große Einkäufe gemacht, daß sie durch die Menge ein Objekt wurden. So sind z. B. für die Polen ganze Kisten ordinäre lederne Hosenträger gepackt worden, und eine Wiener Handlung hat für 16,000 Gulden elastische Hosenträger verkauft, da die englischen jetzt außer Kurs sind. — Der Bijouterien- und Uhren-Handel soll zwar, vielseitigen Versicherungen zufolge, in diese Messe nicht so günstig ausgefallen seyn, als man gehofft hatte, weil hier die Einkäufer weit seltener waren. Indessen wurde doch auch hierin Manches gethan. Gelb ist in den farbigen Edelsteinen und gefassten Bijouteriewaaren noch immer die begünstigte Farbe. Chrysolite, Hyacinthen, Topase wurden vorzüglich zu Colliers sehr gesucht, und selbst die feinen Bernsteinschnüre, wie z. B. der Bernsteinhändler Albrecht aus Königsberg in allen Sorten und Größen verkaufte, fanden guten Abgang. Man muß gestehen, daß die gelbe Farbe, welche schon die Alten nicht ohne Ursache zur Farbe der Hochzeit machten, am wenigsten schreit, und zu den meisten Anzügen und Fuß am besten assortirt. — Die französischen Porzellane fanden auch diesmal wieder einen unermesslichen Absatz, da sie durch Glanz und Eleganz den Mangel an tüchtigem und dauerhaften Stoff ersetzen, und unter hundert Käufern in diesem Artikel neunzig immer mehr nach dem, was bloß scheint, greifen. Man rechnet jetzt an vierzig Häuser, welche in und um Paris Porzellan fabriziren. Viele nordische Einkäufer mögen indeß mit diesem weißen Glas, wie sie es nennen, nichts zu thun haben, und halten sich daher an die solidere deutsche Fabrikation von Wien, Berlin und Meissen. Es ist bekannt, daß man in einer Meissner Tasse die Pariser schmelzen kann. Auch ist es ein bloßes Vorurtheil, daß die treffliche Meissner Fabrik viel theuerere und unformlichere Waaren liefere. In Meissen hat man sich gleichfalls schon statt des Silbers, welches sich beim Schwefeldampf oft schwärzt, der Platina bedient.

Besondere Aufmerksamkeit erregten in dieser Messe die aus der großen Pariser Fabrik des Hauses Store (ursprünglich aus England) Coquerel und Legros d'Anizy zum erstenmal auf den Platz gebrachten Porzellane und Fayance mit aufgedruckten schwarzen und kolorirten Kupfern. Ein auf die schon vollendete Form abgeklatschter wirklicher Kupferstich läßt, wenn das Papier verzehrt ist, den ganzen Eindruck zurück, die Sache ist auch früher schon in der Meißner Fabrik und anders wo, mit Erfolge versucht, aber nie in solcher Ausdehnung, und Präcision ausgeführt worden, als hier. Es scheint, daß diese gedruckten Porzellane und Fayancen, wovon unter andern der unternehmende Buchhändler Schöll aus Paris sehr einladende Muster mitgebracht hatte, bald einen großen Umschwung bekommen dürften, da das Gefällige sich auch mit dem Wohlfeilen vereinigt, und die größte Mannigfaltigkeit Statt findet, so daß man schon jetzt 2000 Zeller und Schalen, wovon jedes einen andern Abdruck hat, erhalten kann. *) Die Unternehmer haben große Vorräthe von alten Kupfertafeln zu den Voyages pittoresques, Pansotaischen Fabeln, Leben und Portraits großer Männer und Frauen, Umgebungen von Paris u. s. w. gekauft, und können die Abdrücke aus ihren eigenen Fonds so oft, als es beliebt, vervielfältigen. Daher die außerordentliche Wohlfeilheit, die, wenn jeder Kupferstich dazu erst gekauft werden sollte, nicht zu erreichen wäre. Ueberhaupt fanden alle Fayance oder sogenannten terres de pipes einen großen Abgang im Verhältniß ihrer Feinheit und Leichtigkeit, da das ächte englische Steingut nur noch in Auktionen zu erkaufen ist. So macht die Hubertsburger Steingutfabrik in ihrer Art fast größere Geschäfte als die königl. Porzellanfabrik zu Meissen. — Ein anderer gleichfalls von Frankreich aus sehr viel vertriebener, Artikel sind die geschmackvollen Glasarbeiten und Krystallgefäße, die allgemein unter der Benennung Krystallwaren vom Mont-Cenis bekannt sind, größtentheils aber auch in und um Paris verfertigt und geschliffen werden. Doch weit entfernt die Wiener Krystallgläser mit den Pariser in Form und Reinheit des Glases, und auch diese fanden in Leipzig großen Absatz, größern noch in den böhmischen Bädern erwartend. In Paris hat eine Handlung: Krause & Compagnie angefangen diese Gläser auf eine ganz neue Art zierlich zu bemalen. Die Malererei vereinigt sich mit dem lebhaftesten Farbenschmuck, Dauer und Geschmack in der Wahl der Gegenstände. Man kann kaum etwas Zierlicheres sehen, als eine gläserne Schale mit solcher Malerei. Nichts geht bekanntlich über die Vergoldung der Bronzen und Metallarbeiten der Pariser. Allein das ausgesogne, geldarme Deutschland kann jetzt an so kostbares Ameublement wenig denken. Mit Vergnügen sah man in Berliner Handlungen Löffel und Bestecke von dem neuerlichen durch den Medailleur Boos erfundenen æs caldarium, wodurch das edelste Metall bis zur Täuschung nachgeahmt wird. Es gleicht dem Vermeil ungemein, und wurde von

*) S. das alles Wissenswürdige im Fache neuer Erfindungen umfassende, und an die Stelle der bekannten englischen Repository of arts zu setzende, Magazin aller neuen Erfindungen (Leipzig Baumgärtner) No. 50, n. XIII, p. 44. 16.

dem Chemiker Hermbstädt nachdrücklich empfohlen, indem er es über alle ähnliche Compositionen von Pinchbeck, Tombach, u. s. w. weit erhebt. Doch behaupten solche, die Proben damit angestellt haben, daß es stark antaube, und dadurch leicht verunstaltet werde. Viel Empfehlenswürdiges hat das in Dresden erfundene, und höchsten Orts approbirte Argyrophan, eine neue metallische Composition, die das beste und wohlfeilste — Surrogat der englischen Plattirungen in Pferde- und Wagengeschirr und andere, Geräthschaften abgeben kann. — Eine eigene Analyse ob eauty and taste würde sich bei Betrachtung der mannigfaltigen Behäuse schreiben lassen, womit die Pariser Erfindsamkeit die kleinen Pendules und sogenannten Stuhuhren umgibt. Uebrigens steht hinter aller dieser Vergoldung und Herrlichkeit oft eine sehr schlechte Uhr. Man wird von dieser Seite oft mit Wiener Pendules, die dazu um die Hälfte wohlfeiler sind, besser verwahrt. Im ganzen hat die Uhrmacherei durch die neuesten Zeitläufte manchen harten Stoß erlitten. Im Jahr 1787 giengen aus Genf noch 250,000 Uhren. Im vorigen Jahr nur noch 30000. So in den großen Fabriken zu Soerles, Chaur de Fond, u. s. w. Vorzüglich fehlt der Absatz in das hart mitgenommene Deutschland. Auch die Mode, welche den Frauen nur noch die Adiküls ließ, und alle übrige Angehenke nahm, ist den goldnen und brillantirten Taschenuhren sehr unhold. Die Uhrhändler klagten gewaltig auch in dieser Messe. Als Surrogate der ächten Bronzarbeiten sind theils die Wiener Fabrikate in hölzernen Schnitzwerken, die durch die Nachmachung der ächten Bronze und die geschmackvolle und dauerhafte Vergoldung sich sehr empfehlen, und die wahre Bronze täuschend nachahmen, theils die von dem erfinderischen Stobwasser in seinen zwei Fabriken zu Braunschweig und Berlin mit vieler Geschicklichkeit ausgeführten Biergeräthe in Blei gegossen, und aufs feinste bronzirt, auch in dieser Messe wegen ihrer Wohlfeilheit und geschmackvollen Form begierig gekauft worden. Man rühmt an beiden die Dauerhaftigkeit und hilft sich, da das edlere Metall so selten unter uns geworden ist, mit diesen unschuldigen Verfälschungen so gut, als man kann. Das prächtigste, was man im Fache der Bijouterie diese Messe sah, war der große Diamant vom Säbel des Lippo: Saib, welchen der Jude Benedikt über Schweden aus England brachte, und damit in den Sammelplatz alles Köstlichen, nach Paris eilte. Er schätz ihn weit über 200,000 Thlr. Das geschmackvollste waren die niedlichen Mosaiken des jüdischen Juweliers aus Paris Oppenheimer, die in der Form von Herzen aus den zierlichsten farbigen Glasstiften zusammengesetzt, den Damen zum Brustgehänge dienen. Man nennt sie Herzchen à la Cendrillon. *)

*) Mit Vergnügen werden die Leser dieses ausländischen Messberichts bemerken, wie oft darin der Wiener Industrie mit Ehren erwähnt wird. Uhren, bronzirtes Schnitzwerk, Glas, Porcellan und elastische Hosenträger aus Wien behaupten in der Concurrenz mit den ersten Platz.

Kolonialwaaren.

Wenn alle andern Handelszweige oder doch die meisten in dieser Messe sich eines munteren und ermünschten Umsatzes erfreuen dürfen, so war dies doch keineswegs der Fall bei den Kolonialhändlern, besonders in den zwei Hauptartikeln Zucker und Kaffee. So schlecht die Neujahrsmesse in diesen Artikeln auch ausfiel, so war die Jubiläumsmesse doch noch schlechter. Eine allgemeine Stockung dieses Handels hatte sowohl in Hamburg als in Leipzig schon seit langer Zeit, statt gefunden. Leipzig hatte sich seiner alten Vorräthe fast ganz entledigt und mit löblicher Besonnenheit auf neue nicht spekulirt. Bei den jetzigen Zeitumständen, verloren auch die entschiedensten Wagehälse unter den Spekulanten aller Muth. Das Unerwartetste und Unberechenbarste war zu oft wirklich geworden. Zwar hätten verschiedene Umstände den Absatz heben und die Waaren begehrter machen sollen. Man kannte die unerbittlich strengen Maaßregeln, die theils von dem königl. Oberpräsidium in Altona, theils von der Douane in Hamburg befolgt wurden; man wußte, daß die ganze südliche holsteinische Gränze für die Ausfuhr der Kolonialwaaren gänzlich gesperrt sey, und daß die Strenge der Visitation in den Hamburger Ehoren, selbst die von den Landhäufern zurückkehrenden Frauen und Töchter der vornehmsten Bewohner Hamburgs kaum schone; man kannte die absolute Sperre aller preussischen Häfen an der Ostsee durch die königliche Verordnung vom 9. März und den Transitozoll von 10 Prozent für den Centner, den Preussen seit dem 1. April erhob; man wußte die unerbittlichen Maaßregeln und Sequestrationen in Holland; allein dies und vieles andere hatte doch auf den Verkauf wenig Einfluß. Der Handel blieb lau. Die Preise gingen immer mehr herunter. Die Mittelsorte des Kaffees fiel bis auf 16 gr. Zucker ging von 106 bis auf 102 herab, doch fast nur preussische Raffinate, die überhaupt schlecht ist. Kenner behaupteten, daß unter diesen Umständen kein Loth Kaffee jetzt ohne Verlust verkauft werde. Fragte man nach den Ursachen dieser Stockung und dieses gänzlichen Mangels an Spekulation, so wurden wohl mancherlei angegeben, und dabei schwerlich immer die wahre gefunden. Zuerst muß man an die um 2/3 verminderte Konsumtion und an die mancherlei Surrogate denken, die sich täglich mehren; viele tausend Familien haben sich vieles zu versagen gelernt. Aus Odessa, aus den nördlichsten Häfen Rußlands, sagte man, kommen Kibitzzüge mit Kolonialwaaren. Dieser oder jener Reisende wollte ganzen Reihen von 30—60 Wagen begegnet seyn. Nicht ohne Wirkung blieb das östreichische Kaffeeverbot; man berechnete, daß dies die Konsumtion um mehrere Millionen Pfunde verringern würde. Das Auffallende dabei aber war, daß dies Verbot selbst auf den Augenblick keinen Einfluß auf die Erhöhung der Preise hatte, da doch gewiß vor dem angesetzten Termin vom 6. Juli noch große Vorräthe nach Böhmen und Mähren eingebracht wurden. Die englische Flotte in der Ostsee und die zahlreichen amerikanischen Fahrzeuge, deren Papiere wirklich in der Regel befunden wurden, trugen natürlich auch dazu bei, den Muth der Spekulanten zu lähmen. Selbst die fortwährenden und gerade während der Messe absichtlich unterhaltenen

Gerüchte wegen fortgesetzter Friedensunterhandlungen in Paris machten da Kopfscheu, wo man nur einseitigen Berichten traute. Endlich blieb es auch nicht unbekannt, daß von der französischen Regierung selbst Lizenzen zum unmittelbaren Verkehr mit England gegeben würden, die allerdings auch für die Zukunft neue Handelskombinationen denkbar machten. Das nie rastende Ungeheuer mit hundert Burgen und zweihundert Federn vergrößerte natürlich Alles dies durch die lächerlichsten Zusätze, und das ganze Heer von Einschränkungen, Entsayungen, Surrogaten von Traubensirup bis auf den Koppyschen Runkelrübenextrakt, that auch das seine. Was Wunder, daß unter diesen Umständen viele Kolonialhändler den Kopf hängen ließen, und daß dies besonders in Leipzig manchen hart betraf, der sonst sehr guter Dinge gewesen war. Ueberhaupt gewöhnen sich die Menschen in dieser eisernen Zeit immer mehr an Entbehrungen aller Art. Noch heute wird ungefähr so viel Tabak geschmupft und geraucht, als vor 20 Jahren, und die Preise sind verhältnißmäßig nicht gestiegen. Aber wie gern nimmt man auch hier mit dem Schlechtern vorlieb: weil das Gute nicht mehr erreicht werden kann. Zwei gute Tabakernten in Schlesien und Sachsen kamen dem gemeinen Bedürfnis trefflich zu statten. Uebrigens ist es gut, wenn wir entbehren und vorlieb nehmen lernen. Gewisse Kolonialwaaren werden nie zur alten Wohlfeilheit herab kommen. Man bedenke doch nur, daß England seine Abhängigkeit vom ausländischen Getraide dadurch immer mehr bekämpft, daß es das Branntweinbrennen aus Körnern ganz eingestellt und seinen Zuckerüberfluß auf Rum verwendet hat. Dadurch sind aber die Zuckerpreise auf immer gesteigert! Auch dies ist zu bemerken; je mehr überall die Regierungen selbst in den Handel eingreifen; desto gewisser schnellen die Preise empor, aber desto weniger wird auch gekauft.

Pferde. Perlen. Eisenwaaren. Geld- und Wechselgeschäfte.

Der Roßmarkt zeigte verhältnißmäßig nur wenig Pferde, und diese oft zu ungeheuern Preisen. Oestreich, das durch seine südöstlichen Provinzen sonst so wohlberittene, und fremden Mangel durch eignen Ueberfluß deckende, Reich kaufte jetzt in Leipzig, und erhöhte durch seine Concurrenz die Preise sehr bedeutend. Die Russen, die sonst so viel verkäufliche Pferde mitbrachten, hatten diesmal kaum genug für ihr eignes Fuhrwesen. Aus Holland, wo selbst der alte feste Wohlstand immer mehr ins Gedränge kommt, brachten Juden herrliche Spitzenanzüge und Bijouterien zum Verkauf. Ein holländischer Perlenschmuck von einer Schnur von 200 Perlen, alle von gleicher Größe und Weiße, wurde für 12000 Rthlr. nach Rußland verkauft. — Die sächsischen Eisen- und schlesischen Stahlwaaren fanden guten Abgang. Denn die Steiermärker Säbel und Sichel fehlten diesmal ganz. Auch die gewerbsamen Tyroler waren verschwunden. In Rauchwaaren hätten starke Geschäfte gemacht werden können. Dieser Artikel fehlte aber wegen der Seesperre jetzt gänzlich. — Daß Deutschland an Baarschaft immer ärmer werde, und bei fortgesetzten Ueberlässen bald kein Herzogensblut mehr haben dürfte, zeigt sich auch an so manchem traurigen Merkmal in dieser Messe. Die Bankiers waren nicht die zufriedenen

ken auf denselben. Ihre Wechselgeschäfte waren wenigstens nicht im Verhältniß so bedeutend. Die nordischen Einkäufer brachten weit weniger Papier, als Baarschaft mit. Der Umsatz war also schon auf dieser Seite geringer. Das Geld verlor beträchtlich. Gallizische Juden hatten mit Wiener Papieren ein Geschäft gemacht, das nachtheiligen Einfluß auf Leipziger Geschäfte hatte. Die sächsischen Kassabilletts waren ungemein willkommen, und halfen glücklich den Mangel an klingender Baarschaft ersetzen.

Uebersicht der Frankfurter Herbstmesse 1810.

Am Kaffee, besonders in guten Sorten, ist kein großer Vorrath vorhanden, und dieser Artikel dürfte wohl einer Erhöhung entgegen gehn, da die Herannäherung des Winters keine bedeutenden Zufuhren mehr erwarten läßt. Indigo und Farbhölzer waren wenig Abwechslungen unterworfen, und sind seit voriger Messe so ziemlich auf dem nämlichen Standpunkt geblieben. Die weindische Baumwolle hat durch die erhöhten französischen Eingangstrechte zur See, und den augenblicklichen Verbot ihrer Einfuhr zu Lande einen empfindlichen Stoß erlitten. Fernambuk ist ohne die mindeste Bewegung, und nur Louisiana und Georgia finden nach der Schweiz noch etwas Abzug. Zwar ist die macedonische Baumwolle aus ähnlichen Ursachen auch unwerther geworden, in dessen zeigt sich doch darnach einiges Gefuch, und man zahlte dieselben Tagen für schöne Waare 90—92 Nthlr. Baumwollgarne waren sehr beliebt, besonders in dem No. 50 a 100, und erste Sorte No. 50 bezahlte man bis 5 fl. 40 kr. Die ganz hohen Nummern fanden keine Liebhaber. — In gedruckten baumwollenen Tüchern, sächsischen und Schweizer weißen Artikeln war der Umsatz, wenn auch nicht so glänzend, als die Manufakturisten es sich anfänglich versprochen, doch lebhaft, und die Preise annehmlich; dagegen beklagten sich die Fabrikanten von Wollentüchern über schlechten Verkauf, der wohl zum Theil dem kleinen Zwischenraum beigemessen werden kann, der von der Ostermesse, wo dieser Artikel ziemlich abging, bis zur Herbstmesse Statt gefunden hat. — Die Schafwolle fand viele Nachfrage, aber auch diesmal, mehr in gut sortirter Mittelsartung als in feinerer Qualität, weswegen denn auch die böhmische den Vorzug genoß. Mit den seidenen Stoffen behielt es seine vorige Bewandniß. Rohe Seiden gingen zwar gut ab, aber nicht zu den erhöhten Preisen, welche man nach den Berichten aus Italien hätte erwarten sollen. Nach dem Verhältniß der Güte bezahlte man die Organzins mit 12 fl. 9 16 und die Trames mit 10 fl. 4 14 im 24 fl. Fusse. Nachdem sich vorige Messe ein Ueberfluß an Sohlenleder eingestellt hat, ist es begreiflich, daß auf der gegenwärtigen keine bedeutende Zufuhr von diesem Artikel erfolgte, zumal, da es an rohen Wildhäuten fortwährend mangelte. Die Vorräthe der Malmédyer Gerber waren demnach zu den vortheilhaftesten Preisen von 65 à 68 Nthlr. für schöne Waare gänzlich vergriffen, kleinere Parthien bezahlte man selbst zuletzt mit 70 Nthlr. — Die deutschen Sohlenleder galten zwischen 54 à 58 Nthlr. Bis Anfangs der 2ten Messwoche waren die Wechselgeschäfte durch die äußerst empfindliche Geldklemme sehr gehemmt und fast kein Papier zu versilbern. Nun aber, da für die zahlreichen Meßdispositionen gesorgt ist, heben sich unsere

238 Nachrichten aus der Leipziger Ostermesse

Kurse wieder, um so mehr, da ihr bisheriger niedriger Stand das fremde Papier von hier verschucht hatte. Die Acceptationen sind zwar nicht ohne mehrere Proteste abgelaufen, indessen beziehen sich solche nicht auf hiesige Häuser und lassen demnach nichts widriges für die Zahlungswoche ahnden.

Waarenpreise

zahlbar im Bier und zwanzig Guldenfuße.

Maccedonische Baumwolle	pr. Ctr.	Rthlr.	93	96
Smirnische	— —	— —	98	100
Zernambuf	— —	— —	180	185
Louisiana	— —	— —	115	118
Georgia	— —	— —	112	115
Holländer 2 da.	— —	— —	103	104
Dunkel- und hellbrauner Sandis	— —	— —	97	98
Gelb und hellgelber do.	— —	— —	99	102
Savannah, Zucker nach Qualität	— —	— —	54	66
Blauholz	— —	— —	28	28 $\frac{1}{2}$
Brauner Pfeffer	— —	— —	73	—
Pottasche	— —	— —	30	24
Piment	— —	pr. Pf.	Fr.	77 78
Kaffee nach Qualität	— —	— —	65	75
Kochenille	— —	— —	fl.	27 27 $\frac{1}{2}$
Ostind. Indigo nach Qualität	— —	— —	7	11
— Manquins schmale	— —	pr. St.	—	3 $\frac{1}{4}$ —
Mule Twist Nro. 60	— —	pr. Pf.	—	5 $\frac{2}{3}$ —
— — Nro. 120	— —	— —	—	7 $\frac{3}{4}$ 8 $\frac{1}{4}$

(Allgemeine Zeitung Okt. 1810).

IX.

Correspondenz Nachrichten.

1.

Kloster-Stradisch am 30. August 1810.

Aussicht zu einer neuen Charte von Mähren.

Schon lange Zeit nahm ich die Mängel in der Geographie meines Vaterlandes Mähren, und zugleich die Fortschritte wahr, die in dieser Wissenschaft die Nachbarn gemacht haben. Dieses bestimmte mich bereits vor 14 Jahren, alle nur mögliche Data sowohl in astronomischer Rücksicht, als auch zu erforderlichem Detail zu sammeln, und ich schmeichelte mir, was das letztere betrifft mit einer desto größern Ausbeute, als mir nicht unbekannt war, daß theils in frühern Zeiten, theils zur Zeit der Grundsteuerregulirung die meisten Dominien Mährens gute Dominicalkarten haben verfertigen lassen; und meine Hoffnungen haben mich nicht getäuscht. Ja, ich muß es zum Lobe meiner Zeitgenossen bekennen, daß einige wenige ausgenommen, die den Werth meiner vorhabenden Arbeit zu beurtheilen nicht verstanden — jeder Hr. Beamte, an den ich mich um Auskünfte vorzüglich in Rücksicht der durch Zerstückung der obrigkeitlichen Grundstücke entstandenen neuen Ortschaften gewendet habe, mich mit der größten Bereitwilligkeit unterstützt hat: wovon die in Händen habenden Akten den vollen Beweis liefern können.

Nachdem ich nun glaubte, hinlängliche Materialien zu haben, um nach diesen eine neue Karte von Mähren zu zeichnen, die nach meinem Wunsche künftige ähnliche Arbeiten entbehrlich machen sollte, machte ich mich im Jahr 1807 an die Zeichnung der Karte selbst. Was ich geleistet habe, darüber mag das Urtheil eines Cernony und Schindler — welche meine fertigen Arbeiten selbst in Händen hatten — für Ihre Schätzung genügen, wenn Sie beide einstens darum befragen wollten. *)

Doch hatte meine erste Arbeit noch manche Mängel, die hauptsächlich dadurch entstanden waren, daß es in den nordöstlichen und westlichen Theilen Mährens an genauen astronomischen Ortsbestimmungen mangelte. Das Mühsame meiner Arbeit und der Vorsatz, daß ich nichts unvollkommenes dem Publico übergeben wollte, bestimmten mich vereint mit einigen andern Nebenumständen — statt vor der Passischen Charte Mährens die meinige zum Stich zu geben — sie lieber dem Hrn. Fürsten Hohenlohe Wartenstein bei seiner vorjährigen Anwesenheit in Olmütz eigenthümlich zu überlassen, aus dessen Händen sie in die Hände eines andern hohen Kenners überging, der sie auch noch besitzt.

Aufgemuntert durch Hrn. Doktor Schindler, und da ich für meine erste Arbeit doch bes

*) Hr. D. Schindler hat mir ein eben so richtig als schön und instruktiv gezeichnetes Detailstück von der Hand des Verfassers, das Schlachtfeld bei Austerlitz, gezeigt, was zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.

D. S.

loht wurde, entschloß ich mich; nochmals Hand aus Werk zu legen, und statt einer Karte von Mähren eine des mährischen Gouvernements neu zu bearbeiten. Die Berechnung des ganzen Netzes dazu liegt in den Händen des Hrn. Doktor Schindler, und von der Genauigkeit können Sie sich eine Vorstellung machen, da ich Herrn Schindler bei seiner Anwesenheit am 10. Mai d. J. mit dem Zirkel und Maaßstab in der Hand den Beweis gab, wie die Lisganeggischen Δ , die ich ins Netz übertragen hatte, auf Klastermaß genau stimmen.

Doch alles dieses befriedigte meine Wünsche noch keineswegs, und ich ersuchte vor allem meinen Freund Schindler, die Lage von Olmütz astronomisch zu bestimmen.

Er, der mich zu meiner neuen Arbeit aufmunterte, und die ihre Entstehung auch nur seiner freundschaftlichen Mitwirkung zu verdanken haben wird, entschloß sich, mich am 8. Mai d. J. zu besuchen, brachte zugleich seine Instrumente mit, und wir benutzten die Gelegenheit, nicht allein die Pohlhöhe des südwestlichen Klosterthurms von Hradisch — welches Kloster zugleich ein Punkt in den großen Dreiecksreihen der neuen Triangulirung ist — sondern auch durch die am 10. Mai d. J. erfolgte Bedeckung des α 1. S. vom C die Länge des Beobachtungsortes zu bestimmen.

Nach den Beobachtungen vom 10. Mai — welche Hr. D. Schindler allein vorgenommen, berechnete ich die Breite des Beobachtungsortes auf

$49^{\circ} 36' 59, '' 25$; wie es beiliegende Rechnungen bewähren, die ich jedoch dem Hrn. D. Schindler seiner Zeit zustellen zu lassen ersuche. Mit wie viel Genauigkeit mein Freund beobachtet hat, beweisen die in Rechnung so genau stimmenden Resultate.

Durch die Bedeckung des α 1. S. habe ich in Verbindung mit der Beobachtung des Hrn. Trizneker in Wien — die mir gleichfalls D. Schindler mittheilte, den Beobachtungsort östlicher von Wien um $0^h 3' 35, '' 4$, oder $34^{\circ} 56' 21, ''$ von Ferro gefunden; welche Länge jedoch weniger verbürgt werden kann, weil ich die Rechnung mit andern Beobachtungen nicht verbinden konnte, und in Bodes astronomischen Jahrbuche nur die Stunde und Minuten nicht aber auch die Sekunden — für den Berliner Meridian berechnet, enthalten sind; weil ferner die Bedeckung bei einem nicht ganz reinen Himmel geschah, auch — durch einen unseligen Zufall die Zeitbestimmung nicht auf $1''$ sicher war; folglich ist die Berechnung der Sternbedeckung nur als eine Näherung zu betrachten.

Da ich dermalen aus den Händen des Brünner geschickten Uhrmachers Spurny eine vorzügliche Secundenpendeluhr, und ein gutes achromatisches Fernrohr von Ramsden aus anderer guten Hand besitze, täglich aber einen guten Spiegelkerranten erwarie; so hoffe ich damit für die Geographie meines Vaterlandes bald mehrere Data zu sammeln.

Finden Sie es für Ihre Zeitschrift angemessen — was ich in Rücksicht Ihrer im VIten Hefte gegebenen Nachricht nicht wohl bezweifeln sollte — so sollen Sie von Zeit zu Zeit von dem Erfolg meiner Arbeiten Nachrichten erhalten. *)

Schmeichelhaft wird es für mich seyn, wenn Hr. Hauptmann K n i t t e l m a y e r meine Rechnungen revidiren, und meine allenfälligen Fehler verbessern würde.

Joseph Baner.

2.

Neusohl 29. August 1810.

Neue gelehrte Gesellschaft für Slavische Literatur.

Wie sehr man sich für die Slavische Literatur in Ungarn interessire, beweiset die Errichtung einer gelehrten Gesellschaft, welche sich zu diesem Zwecke bildete, und am 16. May d. J. zu Kostholan in der Honter Gespannschaft ihre erste Sitzung feierte. Hr. Tablicz, evangelischer Prediger, eröffnete diese mit einer kurzen und bündigen Rede, über den Zweck der Gesellschaft. Darauf wurde das Antwortschreiben des Hrn. Adam Louich, evang. deutschen Predigers zu Neusohl, vorgelesen, in welchem er der Gesellschaft einen würdigen Mann weltlichen Standes, zum Direktor empfiehlt. Die Mehrheit der Stimmen berief indessen den Superintendenten Hrn. Christoph Lien, nach dem Beispiel der k. k. gelehrten böhmischen Gesellschaft in Prag. Da er

*) Die mit Vergnügen Aufnahme finden werden.

D. S.

q 2

aber wegen seines hohen Alters und seiner häufigen Geschäfte diese Ehrenstelle ablehnen mußte; so wurde Hr. Louich zum Direktor und Hr. Lablitz zum beständigen Sekretär, einstimmig gewählt. Nachmittags las der Sekretär eine kurze Biographie des um die slavische Literatur so rühmlich bekannten Samuel Czernausky, Pfarrers zu Frauenmark vor. Er war es, der an der Errichtung dieser Gesellschaft mit eisernem Fleiß arbeitete, aber die Früchte seiner Anstrengungen nicht erlebte, denn er starb 1809. Er übersetzte die Begebenheiten des Grafen Benjowsky ins slavische. Zu Mitgliedern wurden gewählt: Hr. Janík, Blaho, Borkoczy, Synkenthaller, Keliny, Jozefy, Karasiat, Malosveczky, Koiko, Palumbiny, Abáfy, Simfo, Bodizky.

Der glücklichste Erfolg krönte die Bemühungen dieser Männer, welche sich so sehr um die Slavische Literatur verdient machen können!

E. M. Zipser,

Mitglied der Gesellschaft für die böhmische Literatur u. Sprache.

3.

Wien 2. Oktober.

Degens abermalige Luftfarth.

Neulich hatte Degen die Ehre gehabt, sich vor Er. Majestät dem Kaiser zu Laxenburg in die Lüfte zu erheben und kam, nachdem die den Ballon haltende Schnur abgeschnitten worden,

bis Weesendorf. Mit 4000 fl. beschenkten ihn Se. Majestät. Gestern machte er einen abermaligen, öffentlichen Versuch im Prater; bei dem herrlichsten Wetter und fast völliger Windstille. Sein im voraus sehr gut gefüllter Ballon war bis zum Moment des Aufsteigens, in einer Brethütte ohne Dach eingeschlossen, um ihn gegen alle Beschädigungen zu sichern.

Viele Menschen harrten des Schauspiels und nicht Wenige trieb die Neugierde, zu wissen, was in der Hütte stecke, in den innern Kreis, wo noch fl. 1 außer dem gewöhnlichen Preis bezahlt werden mußte; zu welcher Untersuchung über eine Stunde Zeit blieb, da erst eine volle Stunde über die Einladungszeit, um ein Viertel auf 6 die Bretter abgerissen wurden und der Ballon frei ward.

Degen setzte sich und seine Flugmaschine mit demselben in Verbindung und stieg wirklich in die Höhe. Alles klatschte ihm Beifall zu. Der linke Flügel erlahmte zwar wieder gleich nach den ersten Schlägen; aber desto besser that der Ballon seine Schuldigkeit.

Die Erzherzoge und einige Minister in der kaiserlichen Loge schienen viel Antheil am glücklichen Erfolge zu nehmen. Se. kais. Hoheit der Erzherzog Carl waren zuvor selbst im innern Circle gewesen und hatten sich den ganzen Apparat zeigen lassen.

Nachdem Degen eine ziemliche Höhe erreicht hatte, rief er herab, daß man die seidne

Schmur am Ballon los lassen sollte und nun fleg er mit der Schnelligkeit des Vogelflugs in die Wolken unter unaufhörlichem Volksgeschrei: Bravo Degen!" Alle Zuschauer waren entzückt über das schöne Schauspiel. Auch nahm sich wirklich die eigentliche Flugmaschine mit den ausgebreiteten bunten Flügeln und über ihnen der schöne Luftballon artig aus. Ein sanfter Wind trieb den Ballon nach der Stadt zu, doch in solcher Höhe, daß Degen nur in Laubengröße erschien, und endlich den Zuschauern ganz aus dem Gesicht kam. Seinen Ballon erkannte ich noch in der Größe einer Erbse. Die Dämmerung brach ein und alles ging nach Hause. Zu Himberg, einige Stunden von hier, kam er Abends 11 Uhr wohlbehalten auf die Erde und zog heute früh gegen 7 Uhr mit Ballon und Flügeln wieder in die Stadt ein.

4.

Das Dianen-Bad.

Gestern früh besuchten wir das neue, prächtige Badehaus in der Leopoldstadt. Es ist erst diesen Sommer fertig geworden und Alles eilt schon hinaus, dort zu baden. Gleich der Eintritt gefällt. Das in einem schönen Style aufgeführte Gebäude bildet im Innern einen elliptischen Bogen. Der leere Raum in der Mitte ist mit Rasenplätzen, Blumen, Statuen und Vasen geziert. Grade dem Eingange gegen über führt eine schöne, breite Treppe von einigen Stufen in den prächtigen Versammlungsaal. Von da

ziehen sich im Halbzirkel die Frauen: und rechts die Männer: Bäder bis zum Eingange. Dort bedienen einige flinke, reinliche Mädchen; hier einige männliche Bediente. Ein Bad zu ebner Erde kostet fl. 1 30 fr. Die Bade: Cabinetten sind lauter kleine, allerliebste Zimmer, einfach gemalt, mit einer kupfernen *) verzinneten Wanne, einem Tisch, Bett, zwei Stühlen und Spiegeln. Die Vorhänge vor dem Fenster so fein und weiß wie die Badewäsche. Das Wasser wird aus der dicht vor dem Hause fließenden Donau durch Röhren zugeführt. Mitteltst einer Pumpmaschine wird es erst in einen ledernen Schlauch, dann durch Röhren unter der Straße bis ans Haus geleitet, wo es durch 2 Pferde, mitreist einer Art Göpel herauf gebracht wird. Hähne geben, nach Belieben, warmes oder kaltes Wasser.

Im obern Stock zählt man 3 bis 6 fl. und findet natürlich auch doppelte und vierfache Eleganz und Bequemlichkeit. Hier können schon Herrschaften für sich, Familie und Bedienung mehrere Zimmer haben.

So wohl aus den obern als untern Bädern kommt man durch einen Ausgang auf jeder Seite heraus ins Freie oder auch, durch einen andern gemeinschaftlichen Ausgang für jedes Geschlecht in den Versammlungsaal. Die Stufen zu diesem bilden auf Säulen erst eine Art Vorhalle;

*) Mehrere hölzerne müssen einstweilen noch surrogiren, bis wieder mehr von dem immer feltner und theurer werdenden Kupfer zu haben ist.

er selbst gleicht einem Tempel, der Göttin geweiht, die über dem Eingang mit ihren Nymphen badend in Lebensgröße ein bas relief erscheint.

5.

Wien 37. Okt. 1710.

Wohlthätige Damengesellschaft.

Nächstens werden Sie von der Damengesellschaft hören, die sich hier nach des geschätzten Hrn. Hofsekretär Sonnleithners Plan unter dem Namen: Gesellschaft adelicher Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen gebildet hat. Diese Gesellschaft ist von den bestehenden Armen- und Wohlthätigkeitsanstalten wesentlich verschieden; eigentliches Almosen ist von ihrem Zwecke ganz ausgeschlossen. Sie wird gemeinnützige Anstalten, welche schon bestehen, unterstützen, sie wird neue gründen; sie wird, nach ihren Kräften, zur Beförderung der Landesindustrie, zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse beitragen. Hundert sechzig vier Damen aus dem höchsten und hohen Adel waren schon zu diesem Vereine bereit, bevor ihn Se. Maj. gestattete. Jetzt wird der Plan unentgeltlich in der Staatsdruckerei abgedruckt, und jene Damen werden Frauen aus allen Ständen einladen, sich mit ihnen zu verbinden. Man hoffet auf eine jährliche Einnahme von 50—60000 fl. Sobald der Plan gedruckt ist, werden Sie ihn erhalten. Er wird Ihnen Gelegenheit zu einem interessanten Aufsatz in Ihrer Monatsschrift geben. Se. Maj. haben ausdrück-

lich anbefohlen, daß die Entstehung dieser Gesellschaft und ihrer Verhandlungen in den vaterländischen Blättern bekannt gemacht werden. Hrn. Sonnleithner haben Se. Maj. als perpetuirlichen Secretär der Gesellschaft bestätigt; der Polizeihofstelle haben Allerhöchstdieselben aufgetragen, sie zu schützen, und ihr in Allem, was zu ihrem Gedeihen beitragen kann, den thunlichsten Vorschub zu leisten; zugleich haben sich Se. Maj. vorbehalten, sie in Ihren unmittelbaren Schutz zu nehmen und haben Ihr gestattet, sich in Fällen, wo sie des Allerhöchsten Beistandes bedarf, an Sie zu wenden. — Doch der Plan selbst wird Ihnen alles umständlich bekannt machen.

6.

Brünn im Oktober 1810.

Schwefelblätter.

Vom Herrn Tabakgefälls = Controlor Roz aurek.

Sie erhalten hier eine Probe von wohlfeilen papiernen Banater Schwefel = Zündern welche man dort häufig braucht. Ihre Bereitung ist sehr einfach. Man schneidet länglichte Papierblätter in Form von Haarwickeln, mit dem einen Ende etwas zugespitzt; taucht die Spitze in den auf einem blechernen Löffel zerlassenen Schwefel einen halben Viertel Zoll ein. Der Schwefel überzieht die Spitze ein wenig und verhärtet bald. Will man Licht haben, so legt man das Blatt in Form eines Fidibus zusammen, schlägt Feuer am Schwamm, hält die Schwefelspitze an den glüs-

henden Schwamm; worauf er sich sogleich und das Papier mit entzündet, womit man, mit wenigem Geruch, leicht das Licht zünden kann.

7.

Wien den 5. November 1810.

In Nro. 116 und 117 der Ergänzungsblätter der allgemeinen Literaturzeitung befindet sich über zwei von mir in Ihrem Journale: „Belehrung und Unterhaltung“ erschienene Aufsätze, wovon der erste über Staatsschulden (noch unvollendet), der zweite über Triest handelt, eine Art von Recension in 10—12 Zeilen, die zu flüchtig, zu leidenschaftlich, und auf eine für das literarische Interesse zu unwürdige Weise hingeworfen ist, als daß ich mir nicht einige Worte dagegen erlauben sollte. Der Recensent fertigt den ersten Aufsatz durch die Bemerkung ab, daß durch Vertheuerung im Innern, vermittelst der Staatsschulden, aller Exporthandel gelähmt würde, daß sonach meine Meinung grundfalsch, irrig u. dgl. sey. Das Anführen dieses einzigen längst abgedroschnen Einwurfs zeigt zur Genüge, daß der Recensent dem Fache, in welchem er hier urtheilt, keineswegs gewachsen sey, und daß er weder durch die Lektüre der besten hierüber erschienenen Schriften, noch weniger aber durch eigenes Nachdenken über diesen Gegenstand seine Begriffe gebildet habe. Hat denn Recensent vergessen, daß das mit Schulden so belastete England durch die Wohlfeilheit seiner Fabrikate allen Gewerbsfleiß in jenen

Staaten vernichtet hat, in denen Arbeitslohn 2c. zu viel niedrigeren Preisen waren; daß selbst die Fabrikate Preußens, welches Land der Recensent als ein Beispiel aufstellt, und das statt der Staatsschulden vielmehr noch einen Staatsschatz gehabt hat, gegen jene Englische eben so wenig im Preise konkurriren konnten? Und doch sind das Thatsachen, so offenbar, daß man in den neuesten Zeiten nur durch die Gewalt des Einstürmens dieser wohlfeilern Fabrikate vom festen Lande zurückhalten zu können geglaubt hat. Was der Recensent von den englischen Armentaren, als einem Beweise der englischen Armuth sagt, muß jedem Unterrichteten eben so lächerlich vorkommen, als wenn er darum, weil etwa zur bessern Gründung und Vervollkommnung eines Blindeninstituts in Oestreich eine Blindentaxe vorhanden wäre, behaupten wollte, daß in dieser Monarchie dem größten Theile der Einwohner das Augenlicht mange! — Bei der reifen Beurtheilung eines so wichtigen Gegenstandes müssen ganz andre Momente aufgefaßt werden, Momente, über welche dem Recensenten bei der Schreibung jener Zeilen nicht einmal die Hauptideen vorgeluchtet zu haben scheinen.

Dem zweiten Aufsatz über Triests Handel setzt der Recensent, statt Gründe, nichts als einige Ausbrüche seiner eigenen vorgefaßten Meinung entgegen; behauptet; er sey mit widerlicher, dialektischer Kunst durchgeführt (ohne auf einen oder den andern Fehlschluß zu deuten), und stellt dage-

gen ohne weiters seine eigene Meinung als die wahre auf, daß Oestreich noch lange den Verlust des Litorale fühlen werde, während er die entgegengesetzte schlechterdings für grundfalsch erklärt. Für meine Meinung, für welche ich an Ort und Stelle vieles Thatsächliche gesammelt, und mit unbefangenen Auge beobachtet hatte (wovüber ich statt jenes kurzen Aufsatzes leicht hätte ein Buch schreiben können) hätte der Recensent wenigstens in dem Buchstaben seiner Worte mehr Achtung zeigen sollen, da Lokalkenntnisse doch hier entscheidend sind.

Der Unbefangene muß bei ähnlichen Gelegenheiten überhaupt mit Bedauern bemerken, daß auch Schriftsteller, welche sich in den englischen und anti-englischen Streit gemischt haben, und mit ihrer Feder, unter dem Schutz und Schirm fremder kräftiger Waffen, gegen die Britten zu Felde gezogen sind, den fremden Gewaltthun so sehr sich eigen gemacht haben, daß, sobald ihre Sprache diese Gegenstände berührt, aller literarische Geist von ihnen gewichen zu seyn scheint. Statt der Gründe hört man da bloß: der be, irrig, grundfalsch, Dinge, um andern den Kopf zu verrücken, und dergleichen Floskeln mehr; sie sind plötzlich von Zuckungen des Partheigeistes gequält, aus dem Kreise bescheidener Literatoren in den Tummelplatz politischer Journalisten getreten. Wird sich Recensent auch erhehnen (um mich seines militärisch-literarischen Ausdrucks zu bedienen) den eben so gründlich als

konsequent geschriebenen, in der Minerva späterhin erschienenen Aufsatz, über die Verhältnisse zwischen England und Frankreich, welcher auf dieselben Resultate führt, die meinem Aufsatz zum Grunde liegen, eben auch mit solchen militärischen Kraftfloskeln hinzurichten? Und wozu soll dieser literarische Soldatengeist führen?

Wo solche Menschen mit ihren Kommando-Wörtern irrig, grundfalsch u. dgl. selbst nicht mehr ausreichen zu können glauben, wo sie fühlen, daß der Unbefangene der Tristigkeit und Konsequenz der Gründe nachgeben würde; da sprechen sie von widerlicher Dialektik, von dialektischer Kunst u. dgl., beinahe so wie der Meisdische, der fürchtet, ein Aender möge sich an einer Schüssel laben, ihm zuruft: rühre sie nicht an, es ist Gift darinn!

Genug über die Unfähigkeit des Recensenten zu recensiren. Wer nicht im Stande ist, Gründen, welche aus praktischen Beobachtungen, ruhiger Ueberlegung und unbefangener Ansicht entstanden sind, auch nur soviel Gerechtigkeit wiedersprechen zu lassen, daß er sie auf eine ruhige, gesittete Weise würdigt; der ist wohl so vieler Worte nicht werth. Uebrigens erwarte er die Entscheidung der Erfahrung.

J. J. Prechtl,

k. k. Real-Akademie Direktor, Professor,
und Censor.

Aus Nownie im Trentschiner Comitat d. 15. Sept.
Berichtigungen des Aufsatzes über die Karpä-
then St. VIII. S. 114.

Zu S. 215 Z. 2 „der Kriwan und Gegend“
kann bei Lesern, welche nur den Liptau-
er Kriwan kennen, leicht Mißverstand
erregen. Es müßte heißen: Der Kras-
lowaner Kriwan. Denn das Wort
Kriwan ist im Slavischen der all-
gemeine Ausdruck für das, was man in
der französischen Schweiz Aiguille und
in den Pyrenäen Pic nennt.

— — — 24 Kralowan ist ein Dorf am
rechten Bugufer.

Zu S. 217 Ueber Ihre Frage, welche freilich
die Kenntnisse eines Waldmanns wie Bez-
la und meine wenigen forstbotanischen
sehr in Zweifel *) setzt, wird Ihnen fol-
gende Aufklärung nicht unangenehm seyn.
Wie wäre es möglich, daß 30—100
jährige Bäume (zwar noch Aeste im streng-
sten Sinn) als Parasite auf einem So-
del, dessen Rinde schon verweset (und
wo sodann beim Nadelholz die gänzliche
Verwesung bald, ja gar bald erfolgt)
so lange stehen könnten? **)

*) Bescheidene Zweifel müssen allemal bei der Erzählung einer
den bekannten Naturgesetzen widersprechenden Erscheinung
erlaubt bleiben. Sie beweisen nichts gegen die schätzbar-
sten Kenntnisse. Auch der größte Kenner kann irren.

D. H.

**) Vor allen Dingen müßte wohl eine genauere Untersuchung un-
ten am Stamm mehr Aufschluß geben, ob Ein- und
Durchwurzlung und dadurch bewirkte Festhaltung statt find

Der von Ihnen angentommene Fall trifft sich zwar am häufigsten bei Laubholz; doch fast nie in solcher Höhe. Eignet er sich aber auch, so ist doch die Erscheinung, wenn die jungen Samenbäume mit ihren Wurzeln nicht in den Grund reichen können, nicht von langer Dauer. Unzähligmal sah ich dergleichen in den höchsten, uralten, unberührten Nadelwäldern in Oesterreich und Ungarn, die aber nur höchstens 10—12 Jahre erreichten und dann doch zu Grunde gehen mußten, weil ihre Wurzeln zugleich mit dem modernden Stock vergingen. Ich habe diese Prolifanten mehreremale gesehen und mit den nämlichen Zweifeln, die Sie hegen, untersucht; aber alle Zweifel fallen weg, wenn wir die Natur in ihrer Werkstätte selbst beobachten.

Zu S. 217 Z. 13 Dieser Gränzberg mit seinen Prolifanten ist von Barie wohl 6 gute Stunden entfernt, nahe bei Sahriswä.

Zu S. 218 Z. 4 Soll heißen: „aber auch nur an pinus abies.“

de, oder nur ein Spößentreiben? Uebrigens scheint es mir ein eben so großes Wunder, daß abgehaute oder umgeworfne Stämme, auf denen wieder 50—100jährige Bäume sitzen, noch nicht gänzlich verweset sind. Auf jedem Fall verdiente wohl dieses sonderbare Phänomen eine genauere Beschreibung, Untersuchung und Erklärung.

D. S.

Fleisch = Consumption.

Im Xten Stücke war S. 122 u. die Rede von der äußerst übertriebenen Fleisch = Consumption in der Monarchie nach den Angaben des Herrn Witsch. Ich bezweifelte sie aus dort angeführten Gründen. Einen neuen indirekten Grund mag eine Vergleichung mit einer fremden Stadt abgeben.

Wien brauchte bei 300000 Einw. 70000 St. Och.

Brünn ——— 36000 ——— 4500 ———

Breslau ——— 65000 ——— 4440 ———

im Jahre 1809.

Dort ergab sich: die Eßlust der Wiener in Bezug auf Rindfleisch sie noch einmal so groß als die der Brünnner. Jetzt sehen wir, daß die Brünnner fast noch einmal so viel Rindfleisch essen, als die Bresläuer.

Doch können die Kriegsverhältnisse für dieses Jahr den Eintrieb der Ochsen erschwert haben.

Anzeiger dieser Zeitschrift.

(Für jede Zeile Infertion wird gezahlt 3 kr.)

Ankündigung.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen.

Zeitschrift

für alle Zweige der Land- und Hauswirth-
schaft des Forst- und Jagdwesens
im Oesterreichischen Kaiserthum

herausgegeben

v o n

Christian Carl Andre,

ehemaligen Herausgeber des patriotischen Tageblatts.

Kaum hatte ich die Idee zu einem Journale dieser Art im 8ten Hett meiner Zeitschrift: Belehrung und Unterhaltung, angekündigt, so sehe ich mich auch durch die Mitwirkung und den Beitritt mehrerer der vorzüglichsten österreichischen Landwirthe und Forstmänner in den Stand gesetzt, diese Idee auszuführen, und hiemit diese neue Zeitschrift allen Freunden der Oekonomie, besonders Güterbesitzern, Wirthschafts- und Forstbeamten anzukündigen.

Der allgemeine, so oft ausgedrückte Wunsch, eine solche inländische Zeitschrift jetzt zu besitzen, wo der Ankauf aller auswärtigen Journale so kostspielig ist, spricht deutlich genug für die Nützlichkeit und Nothwendigkeit eines solchen Unternehmens.

Der Inhalt wird seyn :

- I. **Verhandlungen und Debatten.** Unter dieser Rubrik wird ein weites und fruchtbares Feld für die noch sehr unbearbeitete und doch so wichtige ökonomische Kritik eröffnet. Hier soll jeder die Freiheit haben unter seinem Namen oder anonym aufzutreten und alles bis jetzt in der Oekonomie und allen dahin einschlagenden Fächern, als dem Forstwesen etc.

etc. Behauptete und Gältige zu beleuchten, zu prüfen, anzugreifen. Jeder Gegner darf den Angreifenden widerlegen. Jeder Zweifel soll hier zur Sprache gebracht werden, es ist der Platz für Anfragen und Antworten aller Art. Nur bleibe es dem Herausgeber vergönnt, darüber zu wachen: daß gegen die guten Sitten und den besseren Geschmack weder durch die Materie noch durch die Schreibart verstoßen werde.

Angenehm und erwünscht muß es doch allen gebildeten Oekonomen seyn, wenn sie sich ihrer Zweifel hier entledigen und hoffen können, daß unter den vielen Lesern, deren sich diese Zeitschrift zu erfreuen haben wird, sich gewiß einige finden, welche Belehrung, Rath und Hülfe oder Auskunft geben können.

II. Neuigkeiten. Nicht die schon oft wiederholten bekannten Lehren, sollen meine Blätter füllen, sondern neue Ansichten, Bemerkungen, Erfahrungen, Erfindungen und Entdeckungen, und so viel als möglich das Allerneueste soll schnell durch dieselbe in Umlauf gebracht werden: sowohl aus handschriftlichen Nachrichten als aus der neuesten ökonomischen Literatur. Daher 2 Abtheilungen:

A) Literatur. Es sind Veranstaltungen getroffen, daß alle neuen ökonomischen Schriften und Journale, auch solche Bücher, worin nur theilweise von der Oekonomie gehandelt wird, gleich nach ihrer Erscheinung im Inn- und Auslande in meine Hände kommen. Aus diesen schnell das Wichtigste, Wesentlichste und vorzüglich das ganz Neue in gedrängten, doch deutlichen Auszügen (wo möglich gleich in Zusammenstellung alles dessen was in mehreren Schriften über denselben Gegenstand vorkommt) klar und vollständig den Lesern mitzutheilen, wird mein Bestreben seyn. Diejenigen, welche wegen des jetzt so hohen Preises der im Auslande erscheinenden Bücher, außer Stande sind, sich die neueren ökonomischen Werke zu kaufen, erhalten um einen geringen Preis in dieser Zeitschrift alles Wesentliche ihres Faches. Diejenigen aber, denen ihre Vermögensumstände gestatten, die Hauptwerke selbst zu kaufen, können durch diese Zeitschrift zuvor ihren Geist kennen lernen und erhalten mit weniger Mühe und Zeitverlust eine Uebersicht derselben. Ein Vorzug dieses Journals wird auch seyn, daß alles unter bestimmte, nach den Hauptabtheilungen der Landwirthschaftlichen Kenntnisse rubricirte Fächer eingetragen werden wird.

B) Vermischte handschriftliche Aufsätze und Correspondenz. Letztere ist schon jetzt mit einer namhaften Zahl von Güterbesitzern, Wirthschafts- und Forstbeamten und sonstigen Liebhabern und Kennern der Oekonomie und des Forst-

wesens eingeleitet, und soll immer mehr erweitert werden. Zu erstern haben bereits viele der vorzüglichsten Landwirthe Aufsätze versprochen und eingesandt. Alle gebildeten Landwirthe, Forstmänner und sonstige Liebhaber und Kenner der Oekonomie werden dazu aufgefordert, den Herausgeber mit solchen Beiträgen und Correspondenz-Nachrichten zu beehren, so wie sie auch eingeladen sind überhaupt als Mitarbeiter zur Beförderung dieses National-Unternehmens beizutreten. Die etwaigen Bedingungen wird man nach Kräften zu erfüllen trachten. Der Herausgeber bemerkt, daß er unter den vermischten Aufsätzen vorzüglich versteht:

1. Betrachtungen über Vorzüge und Mängel der Oekonomie, des Forstwesens etc. etc. in unsern Staaten, nebst Vorschlägen und Mitteln ihnen abzuheilen.

2) Ausführliche und genaue Beschreibung der Oekonomien ganzer Herrschaften, einzelner Güter etc. etc.

3. Landwirthschaftliche Reisebeschreibungen durch innländische Provinzen.

4. Berichte und Notizen über ökonomische Ereignisse, Erfahrungen, Merkwürdigkeiten, Anstalten, etc. etc.

5. Schilderung vorzüglicher Oekonomen, ihre Biographien, Darstellung dessen, was sie geleistet und ausgeführt haben. Wir werden dadurch viele vorzügliche Männer, auf welche Oestreich stolz seyn kann, kennen lernen, und aus ihren multerhaften Wirthschaftsmethoden durch Thatfachen belehrt werden.

III. Oekonomische Dienstgesuche, Kaufs- und Verkaufs-Angelegenheiten, Preise, Adressen, Schilderungen von Subjekten welche Dienste suchen, Beschreibungen und Anschläge von Gütern, Anzeige von Sämereien, Pflanzen, Bäumen etc. etc. welche zu verkaufen sind

Durch die Ausführung des hier vorgelegten Plans werden nun nicht mehr allein Berlin, Hannover, Leipzig, Halle und Hofwyl unsere Lehrer seyn, sondern vaterländische Oekonomen selbst vom ersten Range werden in dieser Zeitschrift als unsere Lehrer auftreten und uns und dem Auslande die wichtigsten Lehren geben. Sie werden in dieser Zeitschrift jenen wirksamen Verein finden, durch welchen künftig neben einer Berliner, Schweizer und Englischen landwirthschaftlichen Schule auch eine Oesterreichische mit Verdienst und Ruhm blühen wird.

Brünn im Oktober 1810.

A n d r é.

Den Verlag der hier angekündigten Zeitschrift, hat die unterzeichnete Buchhandlung übernommen, und wird für guten und fehlerfreien Druck und gutes Papier Sorge tragen.

Vom 1. Januar 1811 anzufangen erscheinen wöchentlich 1 und auch zuweilen 2 Bogen in groß 4to, um jährlich wenigstens 60 Bogen zu liefern. Fünf Bogen machen einen Heft aus, wozu ein Umschlag kommt, worauf der jedesmalige Inhalt und die Namen der Herren Pränumeranten abgedruckt werden sollen.

Wer diese Zeitschrift wöchentlich zugesendet haben will, beliebe sich an die k. k. Post-Aemter zu wenden, für welche die k. k. Oberpostamts-Zeitungsexpediti-
tionen in Prag und Brünn und die k. k. Oberhofpostamts-Zeitungsexpedition in Wien die Hauptexpedition übernommen haben. Die Pränumeration auf den ganzen Jahrgang ist 20 fl. in Bancozetteln.

Durch alle solide Buchhandlungen in Wien und in allen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates kann man diese Zeitschrift monatlich geheftet um denselben Preis empfangen, und für Böhmen, in Prag bei der unterzeichneten Verlagshandlung, so wie in Brünn bei Johann Georg Gastl pränumeriren.

Prag im Oktober 1810.

Calvesche Buchhandlung
auf der Altstadt am kleinen Ring Nr. 458.

Druckfehler.

Stück X.	S. 33	Z. 3	von untlies	verkannten st. verbannten
	• 34	• 5	• • •	oben Lavoisier st. Lavasier
	• • •	• 11	• • • • •	verkannt st. verbannt
	• • •	• 17	• • • • •	umfassenderen st. umfassn- dern
	• 35	• 11	• • • • •	auftreten st. austräten
	• • •	• 12	• • • • •	Wirkungsmittel st. Wer- bungsmittel

Nachricht.

Von der im IX. Stücke befindlichen Aufgabe (französische Schilderung des Fürsten Potemkin von dem Prinzen de Ligne) sind bereits 4 Uebersetzungen eingelaufen. Man ersucht die Theilnehmer an ihrer Lösung um beschleunigte Einsendung ihrer Aufsätze.

Zweck und Plan dieser Zeitschrift.

Sie soll fortsetzen, was das Tageblatt begann, sie soll sich also verbreiten über Vaterländische Gegenstände, Oekonomie, schöne und mechanische Künste, Fabriken, Handel, Medicin, Naturkunde, Pädagogik und Statistik — alles dem neuesten Zustande dieser Wissenschaften gemäß, aber in gemeinnütziger Beziehung, besonders nach dem Bedürfnis solcher, welche in diesen Fächern gern mit dem Geiste der Zeit fortschreiten, das Beste kennen lernen möchten und doch durch Geschäfte oder ungeheure, jetzige Bücher, Preise, abgehalten werden, das Neueste zu kaufen oder zu lesen. — Größere Auswahl und Strenge als bei dem Tageblatt thunlich war, soll in geräumten Zusammenstellungen des Besten, Interessantesten und Neuesten von bleibendem Werth, statt finden.

Beiträge, welche diesem Plane, ein Repertorium des Neuesten und Wichtigsten, was den denkenden und in der Bildung fortschreitenden Menschen und Bürger interessieren kann, für Hausbibliotheken zu liefern, entsprechen, sind mir nicht allein höchst willkommen; sondern ich bitte auch darum, besonders die verehrten, ehemaligen Correspondenten des Tageblatts. Ich bitte sie an mich par Couvert an die Gasslsche Buchhandlung in Brünn oder wem Wien und Prag gelegener ist, dort par Couvert an die Herold'sche, hier an die Calvische Buchhandlung zu adressiren, oder auch, jedoch postfrei, sie mir unmittelbar durch die Post zukommen zu lassen. Allen mir nur mögliche Bedingungen der Herrn Mitarbeiter werde ich zu erfüllen suchen.

Die Pränumeration bei allen Postämtern, (welche sich an das Brünnener Oberpostamt, das die Hauptexpedition übernommen, zu wenden belieben) ist auf 4 Bände oder 12 Hefte, von dem monatlich eins erscheint fl. 17; bei den Buchhandlungen fl. 16, oder Bandweise fl. 4.

Brünn am 1. Februar 1810.

U n d r e.

Nachricht.

Diese Zeitschrift wird auch im kommenden Jahre fortgesetzt und mit Anfang jeden Monats ein Stück ausgegeben werden. Es war bisher die wohlfeilste aller Zeitschriften. An 100 Bogen, oft sehr engen Drucks, wurden um 17 fl. geliefert. Dennoch nöthigt nur die außerordentliche Theuerung des Papiers zur Erhöhung des Pränumerationspreises auf 20 fl. für XII Stücke. Man bittet sowohl die bisherigen Herren Pränumeranten als die neu eintretenden gefälligst in Zeiten ihre Bestellungen zu machen, weil wenig mehr Exemplare über die zur Befriedigung der Herren Abonnenten erforderliche Zahl, gedruckt werden.

Wer Exemplare auf gutem Schreibpapier wünscht, zahlt 4 fl. mehr.

Die fortgesetzten Listen der Herren Pränumeranten, so weit sie bei uns eingegangen, werden auf den Umschlägen der folgenden Stücke erscheinen.